







Gesammelte
Schriften
zum
Vergnügen
und
Unterricht.



Zweyter Jahrgang.
Fünftes Stück.

WIEN,
gedruckt bey Johann Thomas Edlen von Trattnern
kaiserl. königl. Hofbuchdruckern und Buchhändlern.

1767.



Der Schatz ein Schäferspiel in Versen von einem Aufzuge.

Personen.

Chrysant, ein vornehmer Bürger aus der Stadt.

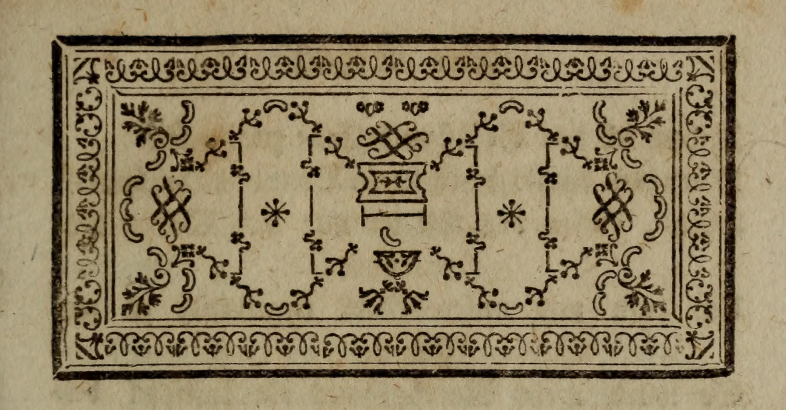
Hylas, ein junger Schäfer.

Palämon, sein Vater.

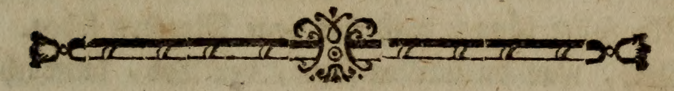
Margaris, eine junge Schäferinn.

Myrtha, ihre Mutter.

Der Schauplatz ist in einem Walde.



Erster Auftritt.



Chrysant (allein mit einer Hacke in der Hand, die er voll Verzweiflung wegwirft.)



Mein Graben ist umsonst. Nun bin ich ganz verloren.
Grausamer Jupiter! bin ich denn nur geboren
Der Unglückseligste der Sterblichen zu seyn?
Ach! warum gabst du mir den tollen Anschlag ein,
Mein Gold dem eiteln Schutz der Faunen zu vertrauen?
Doch, überfiel mich nicht ein ahnungsvolles Grauen,

Indem ich das Gefäß mit Erde zugedeckt?
O warum hat mich nicht dein Donner abgeschreckt?
Doch, diesen brauchst du nur um Welten umzukehren,
Um dein und unser Werk tyrannisch zu zerstören.
So ward mein Marmorhaus ein Lustspiel deiner Wuth,
Und mich, verwünschter Schutz, entriß dein Arm der Gluth.
Ich sollte länger noch für neue Martern leben.
Doch, was du mir versagst, den Tod, kann ich mir geben.
Ich will barmherziger, als alle Götter seyn.
Zu lang versparter Dolch, erlöse mich! (Er will sich ermorden)

Zweyter Auftritt.

Chrysant, Hylas (der aus einem Busche hervor springt und den Arm des Chrysants aufhält:)

Halt ein,
Verzweiflungsvoller Greis!

Chrysant.

Wie?

Hylas.

Gib mir dieses Eisen.

Chrysant.

Laß mich.

Hylas.

So muß ich es dir mit Gewalt entreissen.

(Er windet es ihm aus der Hand.)

Euch Göttern sey gedankt! Ihr stärket meine Hand,

Und habt mir wahrlich selbst mein buntes Schaf entwandt,

Damit, wenn ich es hier im Walde suchen wollte,

Ich diesen fremden Mann vom Tod erretten sollte.

Chrysant.

Verlaß mich, kühner Hirt, mein Herze dankt dir nicht,

Und haßt dich, weil dein Mund vom Schutz der Götter spricht.

Hylas.

Ich zittre. Doch wohlan, kann mich dein Herz gleich hassen,

Ich liebe dich, und will dich darum nicht verlassen.

Des hohen Pans Gebot: Sey deines Feindes Freund,

Ist viel zu schön, und du, du bist mein erster Feind.

Mich liebt die ganze Flur.

Chrysant.

So muß auch ich dich lieben;

Du kleiner Zauberer hast meine Wuth vertrieben.
Nimm diesen Ring zum Lohn für deine Tugend an,
Und suche nun dein Schaf.

Hylas (traurig)

Was hab ich dir gethan?
Du sprichst, du liebest mich, und willst mich von
dir treiben?
Behalte deinen Ring und laß mich bey dir
bleiben.

Chrysant.

Nein, nein.

Hylas.

So nimm ihn doch, ich danke dir dafür.
Sieh nur, ich habe ja schon einen schönern hier.
Den meine Margaris aus Veilgen uud Narcissen
Mir heut geflochten hat. O Ring ich muß dich
küssen! (er küßt ihn)

Chrysant.

Beglückter Jüngling! doch entfleuch mit deinem
Glück,
Sein Anblick stürzet mich in meinen Gram zurück.
Ach!

Hylas.

Lieber alter Mann, was grosses muß dich
quälen.
Doch warum willst du denn mir deinen Schmerz
verhöhlen?
Es ist ja niemand hier, der uns belauschen kann.
Ich weinte gern mit dir.

Chrysant.

So höre mich denn an.

Hylas.

Wie stöhnet deine Brust! wie zittern deine Glieder!
Komm, laß dich neben mir auf diesen Rasen nieder:
(Hylas unterstützt ihn indem er sich niedersetzt)

Chrysant.

Ich war ein reicher Mann, der in der grossen Stadt
Ein königliches Haus als Herr bewohnet hat.
Der fürchterliche Krieg, durch den seit zweyen Jahren,
Die Gränzen unsers Lands so oft verheeret waren,
Bewog mich, alles Geld, das mein Gewölb verschloß,
Der Raubsucht zu entziehn. Die Summe war sehr groß,
Und ... doch vernimm zuvor den ersten Streich der Götter:
Vor einer Woche schlug ein fürchterliches Wetter,
Das diese Fluren auch, doch nur gelinde traf ...

Hylas.

Gelinde, sagest du? Es raubte mir ein Schaf,
Und hat die fettste Trift durch seine Flut zerstöret.

Chrysant.

Und mir hat es mein Haus zu Staub und Graus verzehret.

Doch nicht mein Haus allein, mein ganzes grosses Gut
Ward unter seinem Dach ein Raub der schnellen Glut.

Hylas.

O damals hat Damót von jenen schroffen Höhen,
Wie er mir selbst erzählt, ein fernes Feur gesehen.

Chrysant.

Ich brachte nichts davon, als dieses schlechte Kleid.
Und die Verzweiflung = = =

Hylas.

Ach wie rühret mich dein Leid!
Doch = = = =

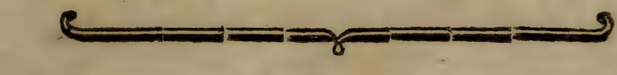
Chrysant.

Höre mich erst ganz. Ich wußte viele Stunden
Vor Wuth nicht, wo ich war. Als ich mich selbst gefunden,
So winkte mir ein Trost in dem verborgnen Schatz.
Ich selbst vergrub ihn, hier auf diesen Zauberplatz.
Allein, ihr Götter, lacht! auch dieser ist verschwunden.

Hylas (für sich)

O Himmel! (laut) Freue dich, ich hab ihn jüngst gefunden.
In einem Augenblick komm ich zu dir zurück.

Dritter Auftritt.



Chrysant (allein indem er sich aufrichtet.)
Hab ich auch recht gehört? O wunderbares Glück,
Das diesen jungen Hirt zu mir hieher gesendet!
Wie aber, wenn er sich nicht wieder zu mir wendet?
Nein, er ist redlich. Doch warum nahm er die Flucht?
Wenn er mich auch betrügt, so sey auch er verflucht!
Allein was seh ich!

Vierter Auftritt.

Chrysant, Hylas (mit einem Hut voll Geld)

Hylas.

Hier, sind deine Schätze wieder.
Wie freudig leg ich sie zu deinen Füssen nieder!

Chrysant.

Wie? was?

Hylas.

Ich habe zwar die Stücke nicht gezählt,
Allein ich glaube nicht, daß nur ein einzigs fehlt.
Sie lagen unversehrt in einer hohlen Fichte.

Chrysant.

Ist diese Scene nicht ein süsses Traumgesichte?
Welch ein erhabnes Herz! O komm, umarme mich,
Geliebter bester Freund, der Himmel segne dich!

Hylas.

O Wollust, innres Fest, das ich noch nie empfunden!
Ihr Götter! seyd gelobt, daß ich den Topf gefunden!
Doch lieber guter Greis = = = =

Chrysant.

Ich merke dich, mein Sohn:
Hier ist mein ganzes Gut, nimm, was du willst, davon.

Hylas.

Wer? Ich? Was denkest du? Wie kannst du mich so kränken?
Was nützte mir dein Schatz? Willst du mir etwas schenken,
So gieb mir = = = =

Chrysant.

Und was denn?

Hylas.

Den Topf, der ihn verschloß.

Chrysant.

Wie machst du mich so klein, und wie bist du so groß!

Hylas.

Mein alter Vater wird bald sein Geburtsfest feyern,
Da will ich das Gefäß mit zartem Sande scheuern,
Und es, voll süssen Rahms, mit Blumen ausgeziert,
Den guten Göttern weihn.

Chrysant.

O tugendhafter Hirt!
Wie selig, wie erlaucht ist jener Greis zu nennen,
Der dir das Leben gab!

Hylas.

O möchtest du ihn kennen!
Es kann kein frömmerer, kein beßrer Vater seyn.
Komm, lieber Alter, komm, der Abend bricht herein,
Ich will dich gleich zu ihm in unsre Hütte leiten,
Und dir ein kühles Mahl von Brod und Milch bereiten.
Du sollst die Nacht hindurch auf weichen Fellen ruhn.
O komm, wir wollen dir mit Freuden gutes thun!



Fünfter Auftritt.

Margaris, die Vorigen.

Margaris.

Ach Hylas! bist du hier? Man kann dich gar nicht finden;
Ich suchte dich umsonst am Bach und bey den Linden.
(leise)
Was will der fremde Greis?

Hylas.

Der Greis? er liebet mich.
Und weiß er, wer du bist, so liebet er auch dich.

Chrysant.

Ist das die Schäferinn von der du mir erzählet?

Hylas.

Ja, das ist Margaris, die sich mein Herz erwählet.

Chrysant.

Sey tausendmal gegrüßt, mein Kind.

Margaris.

Ich danke dir.
Ach!

Hylas.

Warum seufzest du?

Margaris.

Nun ist es aus mit mir!

Hylas.

Wie bebt mein Herz!

Margaris.

Ich weiß, ich werde dich betrüben.

Ich soll = = = =

Hylas.

Nun was?

Margaris.

Ich soll den alten Damon lieben.

Hylas.

Ihr Götter! welch ein Schlag! Was hab' ich euch gethan?

Den reichen Damon?

Margaris.

Ja. Heut hielt er um mich an,

Und meine Mutter hat ihn alles hoffen lassen.

Hylas.

Eh du die seine wirst, mußt du mich sehn erblassen.

Margaris.

Die Stunde dieses Bands wird meine letzte seyn.

Chrysant.

Ihr Götter, nimmt euch nicht ein edles Mitleid ein?

Ist das der schöne Lohn der tugendhaften Triebe?

O warum schafft ihr denn die Herzen für die Liebe?

Ach, Kinder, holdes Paar, wie rührt mich euer Schmerz!

Doch = = = =

Hylas.

Welch ein Donnerschlag für meines Vaters Herz!
Er weihte meine Gluth mit heilgen Freuden-zähren,
Und wollte morgen dich zu meiner Braut be-gehren.
Doch nun, nun ists umsonst!

Chrysant.

Ermannet, tröstet euch,
Wer weiß? vielleicht = = = =

Hylas.

Ach nein, der Hirt ist allzu reich:
Er läßt auf unsrer Flur bey fünfzig Schafen weiden,
Und ich nur zwölfe. Doch, was soll ich ihn be-neiden?
Der Himmel segnet ihn, auch ich war niemals arm.

Chrysant.

Du Held!

Margaris.

Komm, Hylas, komm, wir wollen un-sern Harm
Und unsre Zärtlichkeit vor meine Mutter bringen.
Vielleicht läßt sich zuletzt ihr gutes Herz be-zwingen;
Sie liebte dich ja sonst, und sprach mir oft von dir.

Hylas.

Hilf großer Pan! Sie kommt.

Sechster Auftritt.

Myrtha, die Vorigen.

Myrtha.

So, Mädgen, bist du hier?
Gewiß, es steht recht fein, die Lämmer irren lassen,
Um in dem dunklen Wald den Schäfern aufzupassen.
Nur fort!

Margaris.

Vergebt es mir, der arme Hylas ...

Hylas.

Ach!

Myrtha.

Der arme Hylas! Ey, du läufst ihm schmachtend nach,
Und denkst nicht mehr an das, was ich vor einer Stunde ...
Doch, Hylas, hör es nun aus meinem eignen Munde.
Ich weiß, du gönnst es uns, weil du vernünftig bist,
Daß Margaris die Braut des reichen Damons ist.

Hylas.

Ihr Götter! (er sinkt ohnmächtig ins Gras)

Margaris.

Ach er stirbt! (sie sinkt neben ihn hin)

Chrysant.

Nun weide deine Blicke,
Grausame Mutter!

Myrtha.

Ach! ich wollte beyder Glücke.
Ihr Kinder wachet auf!

Chrysant.

Mein Sohn erhole dich;

Hylas (mit schwacher Stimme.)

Wo bist du Margaris?

Margaris (ohnmächtig)

Wie? ruft mein Hylas mich?

Myrtha.

Steht auf ihr Kinder!

Margaris.

Nein, laß uns dein Knie umfassen,
Und wenn dein Wort uns trennt, vor dir zugleich erblassen.

Myrtha.

Es kann, es kann nicht seyn. Mein Herz bedauret euch.
Allein ihr seyd zu arm.

Hylas.

Die Götter sind noch reich.
Ihr milder Segen hilft den Tugendhaften leben,
Mein guter Vater will mir sieben Schafe geben.

Chrysant.

Wenn du die Tugend liebst, so knüpfe dieses Band.

Myrtha.

Und Damon?

Chrysant.

Dieser hat kein Recht auf ihre Hand.
Sie liebet ihn ja nicht.

Margaris.

Man zwingt mich ihn zu hassen.

Hylas.

O Myrtha!

Chrysant.

Kannst du sie vergebens flehen lassen?

Myrtha.

Ihr Nymphen rathet mir!

Chrysant.

Gehorche der Natur.
Bis morgen ist der Hirt der reichste dieser Flur.
(zum Hylas) Mein Sohn ich kaufe dir zum
Brautschatz eine Heerde.
Gesegnet sey der Tag, an dem ich fähig werde
Ein Werkzeug zu dem Glück der Redlichen
zu seyn.
Ich will zum erstenmal mein Gold den Göttern
weihn.

Margaris.

O Himmel!

Hylas.

Bester Greis, sie werden dich belohnen.

Chrysant.

Umarmt mich, holdes Paar, für euch gehörten
Kronen.

Myrtha.
Betrüget mich kein Traum? Heil dir zu bester Mann!

Siebenter Auftritt.

Palämon, die Vorigen.

Palämon (ohne die andern zu sehen)
Ihr Faunen! saget mir, wo ich ihn finden kann.

Margaris.
Drängt nicht Palämon sich durch jene dichten Buchen?

Hylas (läuft ihm entgegen)
O Vater!

Palämon.
Lieber Sohn! kaum konnt ich dich noch suchen.
Dem Himmel sey gedankt, der über dich gewacht.

Hylas.
Wie quälet sich mein Herz, daß ich dir Angst gemacht!
Doch Vater, wenn ich dir mein grosses Glück erzähle,
Ich weiß, du freuest dich mit deiner ganzen Seele.

Palämon. (für sich)
Es kann nicht möglich seyn, daß er schon alles weiß.

Hylas.
So höre mich denn an, und liebe diesen Greis.

Jüngst will ich hier im Wald, bey Phöbus ersten Blicken,
Für meine Margaris, bethaute Himbern pflücken;
Und Phylax, der die Spur von einem Maulwurf roch,
Scharrt neben diesem Busch ein tiefes tiefes Loch.
Itzt blick ich einmal hin, und sehe recht mit Schrecken,
Ein rostiges Gefäß im Schoos der Erde stecken.
Ich deck es endlich auf, noch bebte mir das Herz,
Und fand den ganzen Topf voll runder Stückchen Erz.

Palämon.

Das weiß ich alles nicht.

Hylas.

Du mußt es mir verzeihen,
Ich wollte dich damit an deinem Fest erfreuen.
Ich warf das unnütz Erz in jenen hohlen Stamm,
Und heute sucht ich hier mein buntes Mutterlamm,
Als meinem irren Blick der beste Greis begegnet,
Dem alles zugehört.

Palämon.

O Fügung sey gesegnet!

Hylas.

Allein du weißt noch nicht, was er an mir gethan.
Damit ich Margaris auch glücklich machen kann,
Sie, deren schöne Hand der reichste Hirt begehrte,
So kauft er für sein Gold mir morgen eine Heerde.

Palämon.

Erhabner fremder Freund, wie sehr bewegst du mich!

Sie, die du nachgeahmt, die Götter segnen dich.

Doch nimm nur dein Geschenk mit diesem Kuß zurücke,

Mein Sohn bedarf nichts mehr.

Chrysant.

Tyrannisches Geschicke!

Soll ich an diesem Tag denn stäts erniedrigt seyn?

Myrtha.

Doch = = = =

Palämon (zu Hylas und Margaris)

Damon setzet euch zu seinen Kindern ein.

Myrtha.

Wer? Damon?

Hylas.

Himmel! was?

Chrysant.

Ich muß den Schäfer sprechen.

Wo ist er?

Palämon.

Ach! mein Freund, er wollte Kirschen brechen,

Und fiel, indem ich matt vor seinem Garten saß,

Vom höchsten Ast herab.

Margaris.

Ihr Götter, was ist das!

Palämon.

Ich eilte zu ihm hin. Er sprach mit schwachem Munde:
Wie glücklich bin ich doch in meiner letzten Stunde!
Palämon höre mich: dein Hylas muß allein
Besitzer meiner Braut und meiner Heerde seyn.
Er liebt die Margaris, die ich ihm rauben wollte,
Der Himmel gab nicht zu, daß es geschehen sollte.
Sein stets gerechter Zorn straft meine Grausamkeit.
Doch, fuhr er heiter fort, er läßt mir ja noch Zeit,
Am Rande meines Grabs mein Unrecht auszusöhnen,
Und eine schöne Glut, die von ihm stammt, zu krönen.
Heil! Heil! dem frommen Paar. Jetzt lief auf mein Geschrey
Die ganze Nachbarschaft bestürzungsvoll herbey.
Ihr Freunde, weinet nicht, weil ich mit Freuden sterbe.
Lebt wohl: Palämons Sohn, mein Hylas ist mein Erbe.
So sprach er und verschied.

(Sie weinen alle.)

Chrysant.

Nun hab ich es gehört.
Das Schicksal hält mich nicht der süssen Ehre werth,
Durch eine schöne That die Tugend zu belohnen.
(zum Palämon indem er ihm sein Geld zeiget)
Freund, nimm mein ganzes Gut und laß mich bey dir wohnen.
Ich will mein schnödes Herz der hohen Unschuld weihn,
Und ferne von der Welt noch endlich glücklich seyn.

Hylas. (läuft auf ihn zu, und küßt ihm die Hand)

O wie entzückst du mich!

Palämon.

Ich habe reich zu leben.
Willst du der Götter Gut den Göttern wieder geben,
Wohlan = = = =

Chrysant.

Was soll ich thun?

Palämon.

Zween Schäfer an dem Fluß,
Verloren jüngst ihr Vieh durch einen Wetterguß.
Für diese, theurer Greis, für diese kaufe Heerden,
So wirst du selbst ein Gott auf unsren Fluren werden.

Chry=

Chrysant.

Ich kann nicht reden.

Palämon.

Auf! die Dämmerung bricht ein;
Du sollst von jetzund an, mein Gast und Bruder seyn,
Und morgen dieses Paar zu dem Altar begleiten.

Chrysant.

Kommt, Freunde, lehret mich der Tugend Seligkeiten.

Die geprüfte Freundschaft.

Eine moralische Erzählung.

In einer von den Schulen der Sittlichkeit, in welchen die engländische Jugend in den Pflichten des Menschen und des Bürgers unterrichtet, in welchen ihr Verstand gebildet, und ihre Seele erhöhet wird, hatten Nelson und Blenford sich durch eine Freundschaft hervorgethan, die der ältesten Zeiten würdig war. Da sie auf eine vollkommene Uebereinstimmung der Grundsätze und Empfindungen sich stützete, so wurde sie durch die Zeit immer mehr befestigt; und wie jeder Tag ihre Herzen mehr entfaltete, so vermehrte jeder Tag ihre Vertraulichkeit. Aber diese Freundschaft wurde einer schweren Prüfung ausgesetzt.

Nachdem ihre Studien geendiget waren, wählte jeder von ihnen den Stand, dazu ihn die Natur berief. Der herzhafte, starke und thätige Blenford ergriff den Soldatenstand, und gieng zur See. Langwierige Reisen waren seine Schule. Durch Arbeit gehärtet, durch Gefahren unterrichtet, brachte er es nach und nach dahin, daß ihm ein eigen Schiff anvertrauet wurde. Nelson hatte bey einem richtigen und tiefen Verstande die Gabe einer männlichen Beredsamkeit. Man wählte ihn zum Mitgliede des Senats, den sich die Nation selbst setzt, und er wurde in kurzer Zeit berühmt.

Auf die Art diente ein jeder seinem Vaterlande, und war durch diesen Dienst glücklich. Wenn Blenford im Kriege und gegen die Elemente kämpfte, so widerstand Nelson der Gunst und dem Ehrgeize. Beyde Muster eines heldenmüthigen Eifers, hätte man glauben sollen, daß sie um den Vorzug an Tugend und Ehre mit einander stritten, oder vielmehr daß an beyden Enden der Welt derselbe Geist sie beyde belebte?

Getrost, schrieb Nelson dem Blenford, ehre die Freundschaft, indem du dem Vaterlande dienest. Erhalte mir dein Leben, wenn es möglich ist: stirb fürs Vaterland, wenns seyn muß. Der Tod, der ihm Thränen auspreßt, ist mehr werth, als das längste Leben.

Getrost, schrieb Blenford dem Nelson, vertheidige die Rechte der Freyheit und des Volks.

Das Lächeln der Mitbürger ist mehr werth, als die Gunst der Könige.

Blenford bereicherte sich, ohne von seinen Pflichten abzuweichen. Mit der Beute, die er in Indien gemacht hatte, kam er zurück nach London. Aber das Kostbarste unter seinen Schätzen war eine junge Indianerinn, von einer in allen Gegenden seltnen Schönheit. Ein Bramine hatte diese Tochter zur Belohnung seiner Tugenden vom Himmel erhalten, und im Tode sie dem edelmüthigen Engländer übergeben.

Coraly, noch nicht funfzehen Jahr alt, war die Freude ihres Vaters, und der süßeste Gegenstand seiner Sorgen. Das Dorf, darinn er wohnt, wird von den Engländern eingenommen und geplündert. Solinzeb — so hieß der Bramine — tritt unter seine Hausthüre: Haltet ein, ruft er den Soldaten zu, die bis zu seiner Hütte gekommen waren, haltet ein! Wer ihr auch seyn möget, der Gott der ganzen Natur, der wohlthätige Gott ist euer und auch mein Gott! Ehret in mir seinen Diener.

Diese Worte, der Ton seiner Stimme und sein ehrwürdiges Ansehen halten die Kühnsten zurück. Aber der unglückliche Schuß ist geschehen; tödtlich verwundet fällt der Bramine in die Arme seiner zitternden Tochter.

In diesem Augenblicke erscheint Blenford. Er kommt die Wuth der Soldaten zu hemmen, er ruft, dringt durch sie hindurch, und sieht den

Braminen auf ein junges Mägdchen hingelehnt, die selbst wankend ihn kaum noch erhält, und ihn mit Thränen netzet. Natur, Schönheit und Liebe vereinigen sich bey diesem Anblick, und erheben ihre Rechte in Blenfords Seele. Er erkennet mit leichter Mühe in Solinzeb den Vater derjenigen, die ihn mit einer so rührenden Traurigkeit umfasset. Zurück, Verruchte! sagt er zu seinen Soldaten, ist es Schwachheit und Unschuld, sind es Greise und Kinder, die ihr bekriegen sollt! Und du, mir heiliger Mann, sagt er zum Braminen, lebe, und laß mich das Verbrechen dieser wilden Seelen aussöhnen. Hierauf nimmt er ihn in seine Arme, legt ihn nieder, besieht die Wunde, und ruft alle Mittel der Kunst ihm zu Hülfe. Coraly sieht die Frömmigkeit, das Mitleid dieses Fremdlings, und glaubt einen Gott zu sehen, der vom Himmel gestiegen ist, ihren Vater zu retten.

Blenford verließ den Solinzeb nicht, und suchte den Schmerz seiner Tochter zu besänftigen; aber sie schien ihr Unglück vorher zu sehen, und ihre Thränen flossen Tag und Nacht.

Der Bramine fühlte sein herannahendes Ende. — — Ich erwarte den Tod, sagte er zu Blenford, wie einen sanften Schlummer. Was wird aber nach mir aus meiner Tochter werden? Ich sehe nichts mehr in meinem Vaterlande als Verwüstung und Knechtschaft. Meine Tochter hatte nur mich in dieser Welt, und in wenigen Augen-

blicken werde ich nicht mehr seyn. O! sagte Blenford, wenn ihr Verhängniß will, daß sie ihres Vaters beraubt werde, so vertraue sie meiner Sorgfalt. Ich nehme den Himmel zum Zeugen, daß ihre Unschuld und Freyheit als ein unverletzliches Pfand sollen bewahrt werden. Und in welchen Grundsätzen willst du sie erziehen? — In den deinigen, wenn du es so willst; in den meinigen, wenn du zu mir Zutrauen hast: doch jederzeit in den Gesinnungen der Ehrbarkeit und Bescheidenheit, die überall der Ruhm einer Frau sind. Jüngling, erwiederte der Bramine mit einem erhabnen und drohenden Gesichte, Gott hat deine Worte gehört, und der Greis, mit dem du redest, wird vielleicht in einer Stunde bey ihm seyn. Du hast nicht nöthig, sprach Blenford, mich an die Heiligkeit meines Versprechens zu erinnern; ich bin zwar nur ein schwacher Mensch; aber unter dem Himmel ist nichts unveränderlicher, als die Ehrlichkeit meines Herzens. Er sprach diese Worte mit einer Herzhaftigkeit, die den Braminen rührte. Komm, Coraly, sagte er zu seiner Tochter, komm, umarme deinen sterbenden Vater, umarme deinen neuen Vater: laß ihn, wenn ich nicht mehr seyn werde, deinen Führer und Beschützer seyn. Hier, meine Tochter, ist der Veidam, das Buch des Gesetzes deiner Väter; lies es, denke nach, und wenn du in dem Glauben dieses tugendhaften Fremdlings dich wirst haben unterrichten lassen, so wähle von

beyden Religionen die, die dir am tüchtigsten scheint, rechtschaffne Menschen zu bilden.

Die folgende Nacht starb der Bramine. Seine Tochter füllte die Luft mit ihren Klagen, und warf sich auf den blassen erstarrten Leichnam, den sie mit ihren Thränen benetzte. Endlich wurden ihre Kräfte durch die Betrübniß erschöpft, und man machte sich ihre Schwachheit zu Nutze, um sie diesem traurigen Orte zu entreißen.

Blenford, der dem Rufe seiner Pflicht folgte, die ihn nach Europa zurückkehren hieß, nahm also sein Mündel mit, und ob sie gleich schön und leicht zu verführen, er jung und von ihren Reizungen sehr eingenommen war, so schonte er doch ihrer Unschuld. Er bemühte sich während der Reise, sie etwas englisch zu lehren, ihr einen Begriff von den europäischen Sitten beyzubringen, und ihren biegsamen Verstand von den Vorurtheilen ihres Landes zu befreyen.

Nelson war seinem Freunde entgegen gegangen. Sie umarmten einander mit der lebhaftesten Freude; aber der Anblick der Coraly machte Nelson bestürzt. Was machst du mit diesem Kinde? sagte er zu Blenford in einem strengen Tone. Ist es eine Gefangne, eine Sklavinn? Hast du sie ihren Aeltern geraubt? Hast du der Natur Seufzer ausgepreßt? Blenford erzählte hierauf, was ihm begegnet war: er malte die Unschuld, die Offenherzigkeit und die feinen Empfindungen der jungen Indianerinn mit so lebhaf-

ten Farben, daß Nelson selber gerührt wurde. Mein Vorsatz ist, fuhr er fort, sie zu meiner Mutter zu bringen, und unter ihren Augen sie von unsern Sitten unterrichten zu lassen. Ich will suchen ihr unschuldiges Herz zu bilden, und kann sie mit mir glücklich seyn, sie heirathen. Nun, sagte Nelson, bin ich ruhig; ich finde meinen Freund wieder.

Die Verwunderung und die verschiednen Rührungen einer jungen Person, die aus fremden Ländern kommt, und welcher alles neu ist, hat man schon öfters beschrieben. Coraly empfand alle diese Bewegungen, aber durch eine glückliche Leichtigkeit alles zu fassen, alles zu begreifen, kam sie der Bemühung, sie zu unterrichten, beständig zuvor. Verstand, Talente und Anmuth waren ihr angebohrne Gaben, welche nur durch eine leichte Cultur brauchten entwickelt zu werden. Sie gieng in ihr sechzehntes Jahr, und Blenford wollte sich mit ihr vermählen, als der Tod ihm seine Mutter entriß. Coraly beweinte diesen Verlust wie den Verlust ihrer eignen Mutter, und durch die Mühe, Blenford zu trösten, rührte sie ihn am meisten.

Während der Trauer, welche die Vermählung verschoben hatte, bekam Blenford Befehl, sich zu einer neuen Unternehmung einzuschiffen. Er lief zu seinem Freunde, und vertraute ihm nicht den Schmerzen, sich von seiner jungen Indianerinn zu trennen — Nelson hätte ihn gezwungen zu er-

röthen — sondern seine Besorgniß, sie ihrer eignen Führung mitten in einer ihr noch unbekannten Welt zu überlassen. Lebte meine Mutter noch, sagte er, so wäre sie ihre Führerinn; aber das Unglück, das dies arme Kind verfolgt, hat es dieser einzigen Stütze beraubt. Habe ich keine Schwester, sagte Nelson, und ist mein Haus nicht dein? O! Nelson, erwiederte Blenford, indem er seinen Blick fest auf die Augen seines Freundes heftete, was für ein Kleinod soll ich dir anvertrauen! Diese Besorgniß macht uns beyden viel Ehre! sagte Nelson, mit bittern Lächeln. Mir ein Mägdchen anzuvertrauen, darfst du nicht wagen! Blenford erröthete und ward beschämt. Vergieb meiner Schwachheit, sagte er, sie fand Gefahr, wo deine Tugend keine findet. Ich habe dein Herz nach dem meinigen beurtheilt; mich allein erniedrigt meine Furcht. Doch genug, ich reise, und lasse ruhig unter dem Schutze der Freundschaft das Pfand der Liebe zurück. Aber liebster Nelson, darf ich hoffen, daß du, wenn ich sterbe, meine Stelle nehmen wirst? — Ja, die Stelle eines Vaters, das verspreche ich dir: mehr fordre nicht. — Ich bin zufrieden, nichts hält mich mehr zurück.

Die Trennung der Coraly und des Blenford geschah nicht ohne Thränen: aber die Thränen der erstern waren nicht Thränen der Liebe. Gesinnungen der lebhaften Dankbarkeit und einer ehrfurchtsvollen Freundschaft waren alles, was

Blenford ihr eingeflößt hatte. Ihre eigne Empfindbarkeit war ihr noch unbekannt, und dem Nelson war es vorbehalten, sie zu entwickeln; ein gefährlicher Vorzug!

Blenford war schöner als sein Freund; aber seine Schönheit war, wie sein Charakter, männlich, stolz und ernsthaft. Seine Gesinnungen gegen sein Mündel schienen mehr aus dem Herzen eines Vaters, als eines Liebhabers zu kommen. Es waren Bemühungen ohne Höflichkeit, Güte ohne Anmuth, eine zärtliche aber traurige Sorgfalt, und nicht so wohl das Verlangen mit ihr glücklich zu werden, als sie glücklich zu machen.

Nelson hatte bey einem sanftern Charakter auch mehr Annehmlichkeit in den Gesichtszügen und der Sprache. Die Beredsamkeit der Seele war in seinen Augen; sein Blick, sein rührender Blick drang tief in die Herzen, und schien ein heimliches Verständniß mit ihnen zu wirken. Seine Stimme donnerte laut, wenn er die Sache des Vaterlands, seine Gesetze, seine Ehre, seine Freyheit vertheidigte: aber im Gespräch war sie rührend und voll eines süßen Reizes. Ein bescheidnes Wesen, das über seine ganze Person sich verbreitete, erhöhete seine Anmuth. Der Mann, der an der Spitze der Nation einen Tyrannen zum Zittern gebracht hätte, war in Gesellschaft furchtsam und blöde. Ein Wort zu seinem Lobe machte ihn schamroth.

Lady Juliette Albury, seine Schwester, eine Wittwe, war eine sehr vernünftige Person, und hatte ein vortreffliches Herz; aber dabey eine gewisse ängstliche Klugheit, die dem Unglücke allezeit entgegen läuft, und anstatt ihm auszuweichen, es beschleunigt. Ihr war aufgetragen, die junge Indianerinn zu trösten. Ich habe meinen zweyten Vater verlohren, sagte das liebenswürdige Mägdchen. Nur du und Nelson, ihr seyd mir in der Welt gelassen. Euch beyde will ich lieben, euch folgen: mein Leben und mein Herz sind euer. Indem sie Julietten umarmt, tritt Nelson herein, und Coraly steht auf mit einem heiterlächelnden Gesichte noch von Thränen benetzt.

Hast du sie ein wenig getröstet? fragte Nelson seine Schwester. Ja, rief die schöne Indianerinn, indem sie ihre schwarzen Augen trocknete, ja, ich bin getröstet, ich bin nicht mehr zu beklagen. Darauf ließ sie den Nelson sich neben seine Schwester setzen, und indem sie vor beyden auf die Knie fiel, nahm sie eines jeden Hände, drückte sie sanft mit den ihrigen zusammen, und sagte zu Nelson mit einem Blicke, der den Marmor erweicht haben würde: Dies ist meine Mutter, und du Nelson, was wirst du mir seyn? Ich, Mademoiselle? ihr guter Freund. — Mein guter Freund? Das ist allerliebst! Ich werde also auch deine gute Freundinn seyn! Nenne mich bey keinem andern Namen mehr. — Ja, meine gute

Freundinn, meine liebe Coraly! Ihre Artigkeit entzückt mich.

O Himmel! sagte er zu seiner Schwester, was ist das für ein angenehmes Kind! Sie wird das Glück deines Lebens machen. — Wenn sie nicht das Unglück des deinigen macht, antwortete seine scharfsichtige Schwester. Nelson fieng höhnisch an zu lächeln. Nein, sagte er, niemals wird die Liebe in meiner Seele die Rechte der heiligen Freundschaft überwiegen. Sey ruhig Schwester, und übernimm ohne Furcht die Bemühung, dies glückliche Naturell zu bilden. Blenford wird entzückt seyn, wenn sie bey seiner Zurückkunft die Sprache vollkommen versteht. Man merkt, daß sie Begriffe hat, und daß es sie schmerzt, die verschiednen Grade ihrer Empfindungen nicht an den Tag legen zu können. Ihre Augen, ihre Geberden, ihre Gesichtszüge, alles zeigt an, daß sie voll scharfsinniger Gedanken ist, die nur auf Worte warten, um hervorzubrechen. Welch ein Vergnügen für dich Schwester! Du wirst ihren Verstand sich entfalten sehn, wie eine Blume. — Ja, wie eine Blume, die verborgne Stacheln bey sich führt.

Lady Albury gab ihrer Schülerinn fleissigen Unterricht im Englischen, und diese machte ihre Uebungen jedesmal angenehmer, indem sie Züge von einer so lebhaften und feinen Empfindung blicken ließ, als nur die bloße Natur eingeben kann. Die Entdeckung eines neuen Worts, wo-

durch ein sanfter Affekt ausgedrückt wurde, war für sie ein wahrer Triumph. Sie machte die rührendsten und naivsten Anwendungen davon. Kam Nelson, so flog sie ihm entgegen, und wiederholte ihre Lection mit einer Freudigkeit und Einfalt, daran er sich belustigte. Nur Juliette sah die Gefahr davon ein, und suchte ihr zuvor zu kommen.

Sie fieng an der Coraly zu verstehen zu geben, die Höflichkeit erlaube nicht, sich unter einander Du zu nennen, es sey denn zwischen Bruder und Schwester. Coraly ließ sich erklären, was die Höflichkeit sey, und fragte, wozu sie nützen könnte, da man sie unter Geschwistern nicht nöthig hätte? Man sagte ihr, daß sie in der Welt die Stelle des Wohlwollens verträte: daraus schloß sie, daß sie bey denen Leuten unnütz wäre, die sich wirklich wohl wollten. Man fügte hinzu, daß sie die Begierde zu verbinden und zu gefallen anzeigte: sie antwortete, diese Begierde zeige sich von selbst, ohne Höflichkeit, und indem sie das Exempel des Schooshundes der Juliette anführte, der beständig um sie war, und ihr schmeichelte, fragte sie: ob der auch höflich wäre? Juliette schränkte sich auf den Wohlstand ein, welcher, wie sie sagte, den freyen Umgang mit Nelson nicht verstattete, und Coraly, die den Begriff der Eifersucht hatte, weil die Natur dies Gefühl hervorbringt, bildete sich ein, die Schwester sey auf die Liebkosungen ihres Bruders eifer-

süchtig. Nein, sagte sie, ich will sie nicht betrüben; ich liebe sie, ich bin ihnen unterwürfig, und ich werde den Nelson Sie nennen.

Nelson war über diese Veränderung der Sprache der Coraly verwundert, und beklagte sich darüber bey seiner Schwester. Das Sie, sagte er, mißfällt mir in ihrem Munde; es kleidet ihre Einfalt nicht. Es mißfällt mir auch, setzte die Indianerinn hinzu; es zeigt eine gewisse Strenge und Entfernung an; Du hingegen klingt vertraulicher, süßer — Hörst du Schwester, sie fängt an die Sprache zu verstehen! O dafür bin ich nicht besorgt, mit einer Seele, wie die ihrige, drückt man sich nur zu gut aus.

Sagen sie mir, sprach Coraly zu Nelson, woher kommt die lächerliche Gewohnheit, Sie zu sagen, wenn man mit einer einzigen Person spricht. — Mein Kind! das kommt vom Stolze und der Schwäche des Menschen. Er fühlt, daß er als ein einzelnes Geschöpf nur wenig ist; er sucht sich in Gedanken zu verdoppeln, zu vervielfältigen. — Ich begreife diese Thorheit; aber du Nelson, bist ja nicht eitel genug — Schon wieder unterbrach sie Juliette in einem strengen Tone. — Schwester, du wirst sie ja nicht schelten! Kommen sie, Coraly, kommen sie zu mir. — Ich verbiete es ihr. — Du bist grausam, kann sie bey mir in Gefahr seyn? Kannst du mich im Verdacht haben, ihr nachzustellen? Laß ihr dies unbefleckte Gemüth, laß ihr die angenehme Offen-

herzigkeit ihres Landes und ihres Alters. Warum soll diese Blüthe der Unschuld, die köstlicher als die Tugend selbst, und durch unsre gekünstelte Sitten nicht zu ersetzen ist, warum soll sie ihres Glanzes beraubt werden? Mich dünkt, die Natur betrübt sich, wenn der erste Begriff des Uebels in eine Seele dringt. Ach! Das giftige Unkraut kommt von selbst; man hat nicht nöthig es zu säen. — Das klingt sehr schön, antwortete Juliette, aber weil das Uebel in der Welt ist, so muß man es meiden, und um es zu meiden, muß man es kennen. O du armes Kind, sagte Nelson, in was für eine Welt bist du versetzt! Was sind das für Sitten, die uns nöthigen, eine Hälfte der Unschuld aufzuopfern, um die andre zu retten!

So wie sich die Begriffe der Sittlichkeit in dem Verstande der jungen Indianerinn häuften, verlohr sie ihre natürliche Munterkeit und Offenherzigkeit. Jede neue Regel schien ihr ein neuer Zwang. Schon wieder eine Pflicht, sagte sie, schon wieder ein Verbot! Meine Seele ist damit verstrickt, wie mit einem Netze: bald wird man sie unbeweglich machen. Daß man aus dem, was schädlich ist, ein Verbrechen machte, konnte Coraly leicht begreifen. Aber warum wurde das, Uebel geheißen, woraus für niemand ein Uebel floß? Was kann uns glücklichers begegnen, sagte sie, als diejenigen mit Vergnügen zu sehen, mit denen man leben muß? Und warum soll man einen so süßen Eindruck verbergen? Ist das Vergnügen

nicht eine Wohlthat? Warum soll man es demjenigen entziehn, der es hervorbringt? Bey denen, die man nicht liebt, soll man sich vergnügt, bey denen die man liebt, mißvergnügt stellen? Wer diese Sitten erdacht hat, der ist ein Feind der Wahrheit gewesen.

Diese Betrachtungen machten sie schwermüthig, und wenn Juliette ihr deswegen Vorwürfe machte, antwortete sie: Sie wissen den Grund meiner Schwermuth. Alles, was der Natur widerspricht, schlägt sie nieder, und in ihren Sitten widerspricht ihr alles.

Coraly hatte bey ihrer kleinen Ungeduld dennoch so viel Sanftes und Rührendes, daß Lady Albury selbst sich ein Gewissen machte, sie durch eine gar zu große Strenge zu betrüben. Um sie zu trösten und ihre Munterkeit ihr wieder zu geben, pflegte sie oft einige geringe Dienste von ihr zu fodern, und ihr wie ihrem Kinde zu befehlen. Der Gedanke, daß sie nützlich wären, schmeichelte ihr besonders. Sie kam bey jeder Gelegenheit der Juliette zuvor: aber sie war bereit, eben die Dienstfertigkeit dem Nelson zu bezeigen, und war außer sich, wenn man darinn ihrem Eifer Gränzen setzte. Die Dienste der Knechtschaft, sagte sie, sind von keinem Werthe, weil sie nicht freywillig geschehen: wenn man sie aber aus freyem Willen verrichtet, so fällt die Geringschätzung weg, und die Freundschaft erhöhet den Dienst.

Nelson selbst schien zuweilen über ihre Bemühungen zu erröthen. Sie sind sehr hoffärtig, sagte sie ihm, weil sie sich schämen, meiner nöthig zu haben. Ich bin so stolz nicht: bedienen sie mich, es wird mir gefallen.

Diese Züge einer unschuldsvollen und fühlbaren Seele beunruhigten Lady Albury. Ich fürchte, sagte sie zu ihrem Bruder, ich fürchte, sie liebt dich, und diese Liebe wird ihr Unglück seyn. Nelson nahm diese Warnung als eine Beleidigung der Unschuld auf. Da sieht man, sagte er, wie der Mißbrauch der Wörter die Begriffe verwirret und verunstaltet. Coraly liebt mich, ich weiß es, aber so wie sie dich liebt. Ist es nicht natürlich, sich der Person zu ergeben, die uns Gutes thut? Ist es die Schuld dieses Kindes, wenn der süße und lebhafte Ausdruck einer so gerechten Empfindung in unsern Sitten entheiligt ist? Ist der lasterhafte Begriff, den wir damit verbinden, ihr jemals eingefallen? — Nein mein Freund, du verstehst mich nicht. Nichts ist unschuldiger, als ihre Liebe; aber — aber warum soll es denn eben Liebe seyn? Es ist eine gute, aufrichtige Freundschaft, die sie für dich so gut als für mich empfindet. — Du glaubst, Nelson, daß es dieselbe Empfindung sey: wollen wir eine Probe machen? Laß uns eine Trennung vorgeben und sie nöthigen, einen von uns zu wählen. — Da haben wirs! Fallstricke! Umwege! warum soll man sie hinter-

gehen! Warum sie die Verstellung lehren! Hat ihre Seele sich wohl jemals verhöhlt? — Ja, ich fange an, ihr zur Last zu seyn; sie fürchtet mich, seitdem sie dich liebt. — Und warum hast du zu dieser Furcht Anlaß gegeben? Man fordert Offenherzigkeit, und setzt doch Gefahr drein, sie zu zeigen: man empfiehlt die Wahrheit, und belohnt sie mit Vorwürfen! O die Natur hat nicht unrecht; sie würde aufrichtig seyn, wäre sie frey. Die Kunst allein, die ihr Fesseln anlegt, bringt sie zur Falschheit. — Das sind sehr ernsthafte Gedanken bey einem sehr scherzhaften Vorschlage! Denn worauf kommt es hier an? Coraly auf einige Augenblicke zu beunruhigen, um zu sehn, wohin ihr Herz sich neigt: das ist alles. — Das ist alles, ja, aber das ist eine Verstellung, und was mehr ist, eine kränkende Verstellung. — Wir wollen nicht mehr daran denken; es ist unnöthig, das zu untersuchen, was man nicht sehen will. — Was meynst du damit Schwester? Ich verlange nur mich zu unterrichten, um darnach mein Betragen abzumessen. Das Mittel allein hat mir mißfallen; aber ich gebe nach: was verlangst du von mir? — Stillschweigen und eine ernsthafte Miene. Coraly kommt: du wirst uns hören.

Was sehe ich! sagte Coraly, indem sie herein trat. Nelson in einem Winkel, Juliette in dem andern! Sind sie böse? Wir haben einen Entschluß genommen, sagte Juliette, der uns

zwar nahe geht, aber nöthig ist. Wir werden nicht mehr beysammen wohnen; ein jeder wird sein besonders Haus haben, und wir sind einig geworden, ihnen Coraly, die Wahl zu lassen.

Bey diesen Worten war der Coraly Blick unverwandt auf Julietten gerichtet, und Schmerz und Bestürzung waren in ihren Augen. Ich bin die Ursache, rief sie, warum sie den Nelson verlassen wollen; sie sind böse, daß er mich liebt; sie sind durch das Mitleid beleidigt, daß er einer armen Waise gönnt. Ach! was werden sie nicht beneiden, wenn sie sogar das Mitleid beneiden; wenn sie es derjenigen beneiden, die sie liebt, die ihr Leben, das einzige Gut, was ihr übrig ist, für sie hingäbe? Sie sind ungerecht, Milady, ja, sie sind ungerecht. Ihr Bruder liebt sie darum nicht weniger, daß er mich liebt; und wenn es möglich wäre, würde er sie mehr lieben; denn seine Seele würde meine Empfindungen annehmen, und ich könnte ihm nichts als Gefälligkeit und Liebe gegen sie einflößen.

Obgleich Juliette sie versicherte, daß sie sich als gute Freunde trennten, wollte sie es dennoch nicht glauben. Das ist nicht möglich, sagte sie; sie waren eins des andern Freude; und seit wenn haben sie zwey Häuser nöthig? Personen, die sich lieben, sind niemals zu nahe beysammen; nur denen gefällt die Entfernung, die sich hassen. Die sich hassen? was sage ich!

und wer wird sich lieben, wenn zwey Herzen so voller Güte, so voller Tugend es nicht thun? Ich Unglückliche habe die Unruhe in dies friedsame Haus gebracht. Aber ich will mich entfernen: ja ich bitte sie, schicken sie mich in mein Vaterland zurück. Ich werde dort Gemüther finden, die mein Unglück und meine Thränen erweichen, und die es mir nicht zum Verbrechen anrechnen werden, wenn ich Mitleid errege.

Sie vergessen, sagte Juliette, daß sie unsern Händen anvertrauet sind. Ich bin frey, antwortete die junge Indianerinn mit einem edlen Stolze. Es ist mir erlaubt, mein Schicksal selbst zu bestimmen. Und was sollte ich hier machen? Bey wem sollte ich bleiben? Mit welchen Augen würde eins von ihnen diejenige Person ansehn, die an der Entfernung des andern Schuld wäre? Würde wohl Nelson mich seiner Schwester gleichachten? Würde ich sie über den Verlust eines Bruders trösten? Ich, die ich bestimmet bin, diejenigen, die ich liebe, unglücklich zu machen. Nein, sie müssen sich nicht einander verlassen; meine Arme sollen eine Kette für sie seyn. Hier ergriff sie den Nelson bey der Hand; kommen sie, sagte sie zu ihm, und schwören sie, daß sie auf der Welt nichts so sehr lieben, als ihre Schwester.

Nelson wurde bis ins innerste der Seele gerührt; er ließ sich zu den Füßen seiner Schwe-

ster führen, und Coraly warf sich um ihren Hals. Wenn sie meine Mutter sind, sprach sie, so vergeben sie ihm, daß er ihr Kind liebt: in seinem Herzen ist Raum für uns beyde; und wenn sie etwas dabey verlieren, so soll meine Liebe sie schadlos halten. Die Engelländerinn wurde erweicht. Gefährliches Mägdchen, rief sie, was wirst du uns für Sorgen machen! O meine Schwester, sagte Nelson, den Coraly an den Busen ihrer Freundinn drückte; wie kann man das Herz haben dies Kind zu betrüben?

Coraly, voll Entzücken über ihren Sieg, umarmete Julietten, in dem Augenblicke, da Nelson sein Gesicht an das ihrige gelehnt hatte. Er fühlte die brennenden Wangen der Coraly noch naß von ihren Thränen, und plötzlich befiel ihn eine innere Unruhe, ein ungewöhnlicher Schauer. Dieß ist zum Glück nur eine Regung der Sinne, dachte er, die Seele ist dabey nicht betroffen, ich kenne mich ja, und weiß mich zu beherrschen. Indessen verhöhlte er doch seiner Schwester, was er gern vor sich selbst verborgen gehalten hätte. Coraly wurde getröstet, indem er ihr gestund, daß alles was sie vorgenommen hätten, sie zu beunruhigen, nur ein Scherz gewesen wäre. Was sie aber nicht für einen Scherz halten müssen, setzte er hinzu, ist der Rath, den ich Ihnen geben werde: Trauen sie ihrem eigenen Herzen nicht zuviel.

Es ist voll Unschuld, voll Empfindungen, und nichts ist bezaubernder, als der Liebreiz eines solchen Charakters; aber das Uebermaß ist in den besten Sachen gefährlich. —

Besänftigen sie meine Unruhe, sagte Coraly zu Julietten, so bald Nelson weggegangen war. Ich kann nicht glauben, daß sie zum Scherz mich haben betrüben wollen; sie haben eine ernsthafte Absicht gehabt. Sie sind traurig und gerührt. Nelson selbst schien erschrocken zu seyn; da ich ihn bey der Hand nahm, fühlte ich, daß sie zitterte. Unsre Blicke begegneten sich, und ich sah in seinen Augen Zärtlichkeit und Schmerz zugleich. Er trauet meinen Empfindungen nicht, er scheint zu fürchten, daß ich mich ihnen überlassen möchte. — Sagen sie mir, meine Freundinn, ist die Liebe ein Uebel? — Ja, mein Kind, für ihn und für sie. Eine Frau, sie haben es in Indien wie bey uns bemerken können, eine Frau ist bestimmt, einem einzigen Manne zur Gesellschaft zu dienen, und indem sie sich durch ein feyerliches und heiliges Band mit ihm verbindet, so wird das Vergnügen zu lieben für sie eine Pflicht. Das weiß ich, sagte Coraly mit ihrer gewöhnlichen Freymüthigkeit; man nennt das Heirath. — Ja, Coraly, und diese Neigung ist löblich bey Vermählten, bis dahin aber muß sie unterdrückt werden. — Das ist unrecht, erwiederte die junge Indianerinn: denn ehe man sich verbindet, muß man doch wissen, ob man sich

lieben wird, und nur denn, wenn man sich wirklich liebt, kann man sicher seyn, daß man sich ferner lieben wird. Wenn Nelson, zum Exempel, mich liebte, wie ich ihn liebe, so wäre es klar, daß jeder von uns seine Hälfte gefunden hätte. — Aber sehen sie denn nicht, von wie vielen äussern Umständen wir beherrscht werden, und daß sie nicht dem Nelson bestimmt sind? — Ich verstehe sie, sagte Coraly, indem sie die Augen niederschlug: ich bin arm, und Nelson ist reich. Aber mein Unglück verbietet mir doch nicht, seine wohlthätige Tugend zu ehren und hochzuschätzen. Wenn ein Baum Gefühl hätte, so würde er sich freuen, den, der ihn gezogen, unter seinem Schatten ruhen, den Wohlgeruch seiner Blüthen athmen, und die Süßigkeit seiner Früchte kosten zu sehen. Ich bin der Baum, durch sie beyde gezogen, und die Natur hat mir eine Seele gegeben.

Juliette lächelte über dieses Gleichniß, zeigte ihr aber bald, daß dasjenige, was ihr so richtig schien, höchst unschicklich seyn würde. Coraly hörte sie an, erröthete, und von dem Augenblicke nahmen Furchtsamkeit und Zurückhaltung bey ihr die Stelle der Offenherzigkeit und Freude. Die sehr ungleiche Austheilung der Reichthümer war ihr am meisten zuwider, ob sie gleich Beyspiele genug davon, selbst in Indien hätte sehen können. Allein, niemals war sie durch diesen

Gedanken gedemüthigt worden: sie wurde es itzt zum erstenmale.

Milady, sagte sie den folgenden Tag zu Julietten, mein Leben vergeht, und ich lerne nichts als entbehrliche Dinge. Es wird mir nützlicher seyn, meinen Fleiß auf Sachen zu richten, die Unterhalt bringen. Verschaffen sie mir dazu die Gelegenheit. Das werden sie niemals nöthig haben, antwortete die Engelländerinn; denn meiner nicht zu gedenken, so hat Blenford nicht umsonst den Titel eines Vaters angenommen — Die Wohlthaten binden uns oft mehr, als man gerne wollte, antwortete Coraly. Es ist zwar keine Schande sie anzunehmen; aber ich fühle doch, daß es rühmlich ist, sich ohne dieselben zu behelfen. Juliette beschwerte sich umsonst über die allzu große Empfindlichkeit: Coraly wollte nichts mehr von Ergötzlichkeit oder eiteln Beschäfftigungen hören.

Unter den Arbeiten, die sich für schwache Hände schicken, wählte sie diejenigen, die am meisten Geschicklichkeit und Verstand erfordern. Ihre einzige Bekümmerniß war nur, ob sie zu ihrem Unterhalte würden hinreichend seyn. Sie wollen mich also verlassen? fragte Juliette. Coraly antwortete, ich will mich über alle Bedürfnisse hinwegsetzen, nur nicht über ihre Liebe. Ich will es dahin bringen, sie von meiner Gegenwart befreyen zu können, wenn sie ihrem Glücke schadet; kann sie es aber vermehren, so blei-

be ich gewiß. Ich bin ihnen unnütz und doch lieb: diese Großmuth ist ein Beyspiel, welches ich mich würdig halte, nachzuahmen.

Nelson wußte nicht, was er von der Arbeitsamkeit der Coraly und von ihrem Widerwillen gegen alle Ergötzlichkeiten denken sollte. Mit nicht weniger Verwunderung sah er ihren schlechten Anzug und die Einfalt ihres Putzes. Er fragte nach der Ursache. Ich versuche wie es thut, wenn man arm ist, antwortete sie lächelnd, und in ihren niedergeschlagnen Augen sammelten sich Thränen. Diese Worte, die Zähren, die ihr entfallen waren, bewegten sein ganzes Herz. Himmel! sagte er, sollte meine Schwester ihr in der Zukunft, Armuth und Dürftigkeit haben sehen lassen! Sobald Juliette allein war, bat er sie, ihn aus seiner Ungewißheit zu reißen.

Ach, sagte er, nachdem er sie angehört hatte, wie bist du auf eine grausame Art bemüht, Bitterkeit auf die übrigen Tage ihres und meines Lebens auszustreuen! Wenn ihre Unschuld dich auch nicht sicher stellte, sollte es nicht meine Ehrlichkeit thun? — Ach Nelson! nicht euer Vergehen, euer Unglück befürchte ich. Du siehst, mit welcher gefährlichen Zuversicht sie sich dem Vergnügen dich zu sehn überläßt; wie sie unvermerkt sich dir ergiebt; wie die Natur sie unwissend in die Schlingen hereinzieht, die ihr verborgen sind. Mein Freund, in eurem Alter ist der Name Freundschaft nur ein Schleyer. Möchte es mir doch erlaubt

laubt seyn, dich in deinen Irrthümern zu lassen! Aber deine Pflicht Nelson, ist mir lieber als deine Ruhe. Coraly ist für deinen Freund bestimmt, er selbst hat sie dir anvertraut, und wider deinen Willen entreißest du sie ihm. — Ich, Schwester? was sagst du mir da? — Was du vermeiden mußt. Gesetzt, daß sie ungeachtet ihrer Liebe gegen dich, dem Blenford ihre Hand gäbe; gesetzt, daß er sich schmeichle geliebt zu werden, und mit ihr glücklich sey, wird sie denn glücklich mit ihm seyn? Und wenn du auch nur das Mitleid fühltest, dessen sie so würdig ist, welcher Schmerz würde es für dich seyn, die Ruhe dieser Unglückseligen gestört, vielleicht auf ewig gestört zu haben! Aber ein Wunder wäre es, wenn du mit der bloßen Empfindung des Mitleidens es ansehn könntest, wie die Liebe sie verzehrt. Du wirst sie lieben. Was sage ich! O Nelson, wollte der Himmel, es wäre noch Zeit! — Ja, Schwester, es ist noch Zeit, jedwede Entschließung zu fassen, die du nur immer für gut finden wirst. Ich verlange nur, daß die Zärtlichkeit dieser unschuldigen Seele geschont, und sie nicht zu sehr betrübt werde. — Deine Abwesenheit wird sie freylich betrüben, aber dies einzige kann sie nur heilen. Die schöne Jahrszeit ist da. Ich sollte dir aufs Land folgen, und Coraly mitnehmen. Du wirst itzt allein reisen: Wir bleiben in London. Schreib indessen an Blenford, daß seine Gegenwart nöthig ist.

Sobald die Indianerinn sah, daß Nelson sie mit Julietten in London zurückließ, glaubte sie in eine Einöde versetzt, und von der ganzen Natur verlassen zu seyn. Aber sie hatte nunmehr gelernt zu erröthen, und folglich sich zu verstellen: daher gab sie zur Ursache ihrer Betrübniß den Vorwurf an, den sie sich machte, Schuld an beyder Trennung zu seyn. Ihr Vorsatz war, ihm zu folgen, sagte sie zu Julietten, und ich Unglückliche halte sie zurück: Ach! Lassen sie mich allein, verlassen sie mich. Sie weinte bey diesen Worten, und je mehr Juliette bemüht war sie zu zerstreuen, desto mehr vermehrte sich ihr Schmerz. Kaum wurden ihre Sinne von den Gegenständen, die sie umringten, gerührt. Ein einziges Bild füllte ihre Seele; man mußte gewissermaßen Gewalt brauchen, sie davon abzuziehen, und so bald sie sich selber überlassen wurde, flogen ihre Gedanken wieder dem Gegenstande zu, dem sie waren entrissen worden. Wurde der Namen Nelson in ihrer Gegenwart ausgesprochen, so färbte sich ihr Gesicht mit einer lebhaften Röthe, ihr Busen hob sich, ihre Lippen bebten, ihr ganzer Leib wurde mit einem sichtbaren Zittern befallen.

Juliette bemerkte, daß sie auf den Spatziergängen im Sande den Namen ihres Geliebten schrieb. Sein Bildniß hieng in Juliettens Zimmer, und die Augen der Coraly hefteten sich darauf, so bald sie frey waren. Umsonst wandte

sie sie weg: sie fielen von selbst wieder dahin, durch eine von denen willenlosen Bewegungen, daran die Seele Theil nimmt, ohne ihren Grund zu kennen. Dann wurde ihr Gemüth erheitert, die Arbeit entfiel ihren Händen, und alle Reizungen der Betrübniß und Liebe vermehrten ihre Schönheit.

Lady Albury glaubte, sie müßte auch dieses Bild wegnehmen; dies war ein harter Schlag für Coraly: Sie mäßigte ihre Verzweiflung nicht mehr. Grausame Freundinn, sagte sie zu Julietten, sie haben ihre Lust an meiner Betrübniß. Sie wollen, daß mein ganzes Leben von Schmerz und Kummer angefüllt sey; sie nehmen mir alles, was meine Sorgen erleichtern kann. Sie sind nicht zufrieden, den, den meine Seele liebt, von mir entfernt zu haben; auch sein Schatten hat zu viel Reizungen für mich. Sie beneiden mir das Glück, das schwache Glück sein Bild zu sehen! — Ach unglückliches Kind, was wollen sie? — Ihn lieben, ihn anbeten, für ihn leben, indeß daß er für eine andre lebt. Ich hoffe nichts, ich fordre nichts. Ich brauche zu meinem Unterhalte nichts als meine Hände, zu meiner Liebe nichts als mein Herz. Ihnen bin ich beschwerlich, vielleicht verhaßt: entfernen sie mich von ihnen, aber lassen sie mir dies Bild, darinn ich seinen Geist zu sehen glaube. Ich werde es ansehn, ich werde es anreden, ich werde mir vorstellen, daß er meine Thränen sieht, und daß meine Seufzer ihn rüh-

ren. — Liebste Coraly, warum wollen sie das Feuer, das sie verzehrt, unterhalten? Ich betrübe sie, aber ihr Glück, und Nelsons Ruhe erfordern es. Wollen sie, daß er unglücklich sey? Und er wird es seyn, wenn er weiß, daß sie ihn lieben: Noch unglücklicher, wenn er sie liebt. Sie sind itzt nicht im Stande meine Gründe zu hören; aber diese Neigung, die ihnen so süß scheinet, würde sein ganzes Leben mit Wehmuth anfüllen. Schonen sie meinen Bruder und ihren Freund, mein liebenswürdiges Kind. Ersparen sie ihm eine Reue und einen Kampf, der ihn ins Grab bringen würde. Coraly erschrack bey diesen Worten; sie bat Julietten, ihr zu offenbaren, was Nelsons Liebe gegen sie so gefährlich machen könnte? Wenn ich mich deutlicher erklärte, antwortete Juliette, so würde ich ihnen das verhaßt machen, was sie ewig lieben müssen. Aber die heiligste von allen Pflichten verbietet meinem Bruder, an sie zu gedenken.

Wer kann den Schmerz der jungen Indianerinn beschreiben? Was für Sitten! sagte sie, welch ein Land! wo man über sich selbst kein Recht hat! wo das höchste Gut, eine gegenseitige Liebe, zum ärgsten Uebel wird! Ich muß also zittern, Nelson wieder zu sehn! ich muß mich fürchten, ihm zu gefallen! Ihm zu gefallen! O Himmel, mein Leben hätte ich gegeben, um einen Augenblick ihm so liebenswürdig zu scheinen, als er mir

scheint. Laßt uns diese unseligen Gegenden fliehn, wo es ein Unglück ist, geliebt zu werden.

Coraly hörte täglich von Schiffen reden, die nach ihrem Vaterlande seegelten: sie entschloß sich ohne Juliettens Vorwissen, sich einzuschiffen. Als sie einsmals des Abends von einander giengen, merkte Juliette, daß sie mit mehrerer Zärtlichkeit als sonst ihr die Hand küßte, und daß tiefe Seufzer ihr entführen. Was geht wieder in ihrer Seele vor? sagte Juliette voller Unruhe zu sich selbst: sie war mehr als gewöhnlich gerührt. In ihren Augen habe ich den Ausdruck des Schmerzens und der Zärtlichkeit lebhafter als sonst gesehen! Mit dieser Besorgniß brachte sie die ganze Nacht zu, und des andern Morgens ganz früh erkundigte sie sich, was Coraly machte. Man sagte ihr, daß sie ganz allein in einem schlechten Kleide aus dem Hause, und nach der Seite des Hafens gegangen wäre. Lady Albury steht in der äußersten Bestürzung auf, und läßt ihr nachsetzen. Man findet sie am Bord eines Schiffes, wo sie um einen Platz anhält, umringt von Matrosen, die ihre Schönheit, ihre Anmuth, ihre Jugend, die Lieblichkeit ihrer Stimme und die Seltsamkeit ihrer Bitte mit gleichem Erstaunen bewundern. Alles, was sie kostbares besaß, hatte sie zurückgelassen; nur die nothwendigsten Sachen hatte sie bey sich, und ein kleines kristallnes Herz, das Nelson ihr geschenkt hatte.

So bald man den Namen Lady Albury nannte, ließ sie sich geduldig zurückführen. Sie schien über ihre heimliche Entweichung etwas beschämt zu seyn; aber auf die Vorwürfe, die ihr gemacht wurden, antwortete sie: sie wäre unglücklich und frey. — Wie, meine liebe Coraly, sehn sie denn hier für sich nichts als Unglück? — Wenn ich nur das meinige hier sähe, so würde ich mich niemals entfernen. Nelsons Unglück ist es, was mich schreckt, und seiner Ruhe wegen will ich fliehn.

Juliette wußte darauf nichts zu antworten. Sie durfte Blenfords Ansprüche auf ihre Person nicht anführen; das wäre das Mittel gewesen, ihn als den Urheber ihres Unglücks verhaßt zu machen: sie suchte lieber ihre Furcht zu vermindern. Ich habe ihnen die Gefahr einer hoffnungslosen Liebe nicht verhöhlen dürfen, sagte sie, aber deswegen müssen sie nicht verzweifeln. Eine Abwesenheit von sechs Monaten, die Vernunft, die Freundschaft, wer weiß? Ein andrer Gegenstand vielleicht — Sagen sie der Tod, fiel ihr Coraly ins Wort; das ist meine einzige Hülfe. Wie! sollte die Vernunft mich von der Liebe des vollkommensten, des würdigsten unter allen Menschen zurückbringen! Sollte eine Abwesenheit von sechs Monaten mir eine Seele geben, die ihn nicht liebt! Kann die Zeit die Natur ändern? Die Freundschaft wird mich beklagen, aber nicht heilen. Ein andrer Gegenstand! — Sie selbst glau-

ben das nicht, so sehr beleidigen sie mich nicht. Es ist nur ein Nelson in der Welt; wären aber auch ihrer tausend, so habe ich nur ein Herz, und das ist sein. Dies ist ein gefährliches Geschenk, sagen sie; ich begreife es nicht; sollte es aber dennoch seyn, so erlauben sie mir, daß ich mich von Nelson entferne, und meine Thränen vor ihm verberge. Er ist nicht unempfindlich, sie würden ihn rühren, und wenn es für ihn ein Unglück ist, mich zu lieben, so könnte das Mitleid ihn dahin bringen. Ach! wer kann mit Gleichgültigkeit sich als einen Vater lieben, als einen Gott verehren, wer kann sich so lieben sehn, wie ich liebe, und nicht wieder lieben! Sie werden ihn dieser Gefahr nicht aussetzen, erwiederte Juliette, sie werden ihm ihre Schwäche verhöhlen, und sie besiegen. Gewiß, Coraly, es fehlt ihrer Tugend nicht an Stärke, an Muth fehlt es nur. — Ach! gegen das Unglück bin ich gewaffnet; aber was hilft der Muth gegen die Liebe! und welche Tugend soll ich ihm entgegensetzen? Sie sind alle auf seiner Seite. Nein, Milady, ihr Zureden verfinstert meine Seele, anstatt sie zu erheitern. Ich muß Nelson sehn und ihn hören! Er wird mein Schicksal entscheiden.

Lady Albury sah mit angstvoller Bestürzung, wie die unglückliche Coraly in Thränen und Kummer sich verzehrte, und beständig fortzureisen wünschte. Endlich entschloß sie sich, ihrem Bruder zu schreiben, daß er zurückkommen möchte,

um das arme Kind, von ihrem Vorsatze, nach Indien zurück zu gehn, abzubringen, und sie wieder mit dem Leben, das ihr verhaßt geworden war, zu versöhnen.

Aber Nelson selbst war nicht weniger zu beklagen. Kaum hatte er sich von Coraly entfernt, so schloß er aus dem, was er in ihrer Abwesenheit empfand, wie gefährlich ihre Gegenwart für ihn wäre. Alles, was er bis dahin nur für ein Spiel gehalten, wurde nunmehr ernsthaft. In der Stille der Einsamkeit hatte er seine Seele befragt. Er hatte gefunden, daß seine Freundschaft erkaltet, sein Eifer für das gemeine Beste beynahe verloschen war, und daß die Liebe allein mit der süßen und unwiderstehlichen Gewalt darinn herrschte, die sie über gute Herzen ausübt. Mit Schrecken wurde er gewahr, daß seine Vernunft selbst war berückt worden. Blenfords Rechte waren nicht mehr so heilig, wenigstens ließ es sich entschuldigen, daß er ihm wider Willen das Herz der Coraly entrissen. Die Indianerinn war ja frey, und Blenford selbst würde ihre Gunst nicht als eine Pflicht gefordert haben. — Unglücklicher! unterbrach er sich selbst, über seine eigne Gedanken erschrocken: Wohin verführt mich eine blinde Leidenschaft! das schleichende Gift des Lasters faßt mein Herz, schon ist es verderbt. Steht es mir an zu untersuchen, ob das Pfand, das mir anvertraut ist, demjenigen gehört, von dem ich es empfangen habe? Und

habe ich mich zum Richter darüber aufgeworfen, da ich versprach es zu bewahren. Coraly ist frey, aber bin ichs? Würde ich Blenfords Rechte in Zweifel ziehen, wenn es nicht wäre, um sie mir anzumaßen? Mein Verbrechen war nicht vorsetzlich; aber es wird es, wenn ich ihm itzt nicht widerstehe. Ich sollte einen Meineid rechtfertigen! Ich die Treulosigkeit eines Freundes entschuldigen? O Nelson! wer hätte dir gesagt, als du den tugendhaften Blenford umarmtest, daß du bald würdest berathschlagen, ob es erlaubt sey, ihm diejenige zu rauben, die seine Gemahlinn seyn soll, die er deiner Treue übergeben hat? Wie sehr erniedrigt die Liebe den Menschen, und welche Veränderung bringt ihre Trunkenheit in unsern Herzen hervor! Ha! sie mag das meinige zerreißen, aber es wird weder treulos noch niederträchtig werden, und wenn meine Vernunft mich verläßt, so wird mein Gewissen mir rathen. Dieß Licht ist unverlöschlich: es dringt durch den Nebel der Leidenschaften; dieß sey mein Führer, und Freundschaft, Ehre und Redlichkeit werden noch nicht ohne Stütze seyn. —

Indessen verfolgte ihn der Coraly Bild beständig. Wäre sie ihm nur in allen Reizungen erschienen, durch die einzige Schönheit geschmückt, die Heiterkeit der Unschuld auf der Stirne, das Lächeln der Freymüthigkeit auf den Lippen, und das Feuer der Liebe in ihren Augen, so hätte ihn seine Denkungsart und die Strenge seiner Sitten

gegen die Versuchung genugsam geschützt. Aber er stellte sich dies liebenswürdige Kind vor, wie sie mit gleich starken Empfindungen, mehrerer Schwäche, ohne mit einer unbekannten Klugheit an ihre Vertheidigung zu denken, sich voller Unschuld einer Neigung überließ, die ihr Unglück machen würde: und das Mitleid, das Coraly in ihm erregte, diente der Liebe zur Nahrung. Es schien ihm unrecht, sie zu lieben, aber sie zu bedauren schien ihm erlaubt. Er fühlte den Kummer, den er ihr verursachte, und konnte nicht an ihre Thränen denken, ohne sich die Augen vorzustellen, die sie vergossen, den schwellenden Busen, der sie empfieng. So wurde sie selbst, durch den Vorsatz, sie zu vergessen, ihm stets werther! Er wurde stärker gefesselt, indem er ihr entsagte; aber so wie seine Schwäche zunahm, wuchs sein Muth. Umsonst, sagte er, bemühe ich mich zu genesen. Ich muß diesen Anfall auswüten lassen. Ich fühle zwar ein inneres Feuer, das mich verzehrt; ich sehe meinen Tod; aber das alles sind Leiden, die nur mich betreffen, und ich bin mir allein Rechenschaft schuldig von dem, was in mir vorgeht. Wenn ich äußerlich nichts blicken lasse, wodurch meine Liebe entdeckt wird, so hat mein Freund keine Ursache zu klagen. Schwach zu seyn ist nur ein Unglück, und ich habe das Herz unglücklich zu seyn.

Bey dieser Entschließung, eher zu sterben, als treulos gegen seinen Freund zu werden, fand ihn

der Brief seiner Schwester. Er las ihn mit einer unbeschreiblichen Rührung. O du zartes Opfer, sagte er, du leidest! Du willst meiner Ruhe und meiner Pflicht dich selbst aufopfern! Vergieb es mir! der Himmel weiß, daß ich die Leiden, die ich dir verursache, lebhafter fühle, als du selbst. Möchte doch mein Freund, dein Gemahl, bald deine köstlichen Thränen abtrocknen. Er wird dich lieben, wie ich dich liebe; er wird aus deinem Glücke das seinige machen! — Indessen fuhr er fort, muß ich sie sehn, sie trösten und zurückhalten. — Sie sehn! o wie gefährlich ist das? Ihr einnehmendes Wesen, ihre Betrübniß, ihre Liebe, die Thränen, die um mich fließen, und die ich so gern würde auffangen, die Seufzer, die ihrem unschuldigen Herzen entfahren; jene Sprache der Natur, wodurch die reinste und fühlbarste Seele sich offenbaret! Was sind das für Prüfungen! Wie werde ich ihnen begegnen? Was werde ich ihr sagen? Ich muß sie dennoch sehn; ich muß als Freund, als Vater mit ihr reden. Freylich werde ich nachher noch unruhiger, noch unglücklicher seyn, als itzt. Aber nicht auf meine Ruhe, auf die ihrige kommt es an; auf die Glückseligkeit eines Freundes, dem Coraly muß erhalten werden, kommt es an. Des Sieges über mich selbst bin ich gewiß, und so schwer auch der Kampf seyn mag, so wäre es doch schimpflich, ihn zu vermeiden.

Als Nelson angekommen war, scheute sich die zitternde und bestürzte Coraly, sich vor ihm sehn zu lassen. Sie hatte seine Zurückkunft eifrigst gewünscht; itzt aber schlich sich ein tödtender Frost in ihre Adern. Sie erschien vor ihm, wie vor einem Richter, der durch ein einziges Wort ihr Schicksal entscheiden sollte.

Wie groß war Nelsons Rührung, als er das jugendliche Roth auf ihren Wangen erblaßt, das Feuer ihrer Augen erlöscht sah. Komm, sagte Juliette zu ihrem Bruder, komm und beruhige dies Kind, und zerstreue ihre Melancholie. Sie findet bey mir nichts, das sie vergnügt; sie wünscht sich nach Indien zurück. — Nelson redete ihr freundschaftlich zu, er suchte durch gelinde Vorwürfe sie dahin zu bringen, daß sie in Gegenwart seiner Schwester sich erklärte. Aber Coraly schwieg. Juliette merkte den Zwang, und entfernte sich.

Was fehlt ihnen, Coraly, sagte Nelson, was haben wir ihnen gethan? Was für ein heimlicher Schmerz betrübt sie? — Wissen sie es nicht? Haben sie nicht sehn müssen, daß meine Traurigkeit und meine Freude nur von einer Ursache herrühren können? Grausamer Freund! ich lebe nur durch sie, und sie fliehen mich! Sie wollen, daß ich sterben soll! — Doch nein, sie wollen es nicht; man lenkt ihren Willen; noch mehr, man verlangt von mir, daß ich ihnen entsage, daß ich sie vergesse. Man schreckt mich, man er-

niedrigt meine Seele, man zwingt sie, mich in Verzweiflung zu setzen. Nur eine Gnade bitte ich mir aus, fuhr sie fort, indem sie sich zu seinen Füßen warf: Sagen sie mir, wen ich beleidige, indem ich sie liebe: was für Pflichten ich verletze, was für Unglück ich stifte? Giebt es hier Gesetze, die grausam genug, Tyrannen, die strenge genug sind, mir den edelsten Gebrauch meines Herzens und meiner Vernunft zu untersagen? Darf man nichts in der Welt lieben, oder, wenn lieben mir erlaubt ist, konnte ich besser wählen?

Liebste Coraly, antwortete Nelson, nichts ist aufrichtiger, nichts ist zärtlicher, als die Freundschaft, die ich für sie unterhalte. Es würde schwer, ja es würde ungerecht seyn, wenn sie dabey ganz ohne Empfindung blieben! — Ha, das heißt vernünftig gesprochen, ich lebe wieder auf. — Aber, ob es mir gleich sehr angenehm wäre, das zu seyn, was sie auf der Welt am liebsten haben, so kann ich es doch nicht verlangen, und darf selbst nicht drein willigen. — Ach! ich verstehe sie schon nicht mehr! — Als mein Freund sie mir anvertrauete, war er ihnen lieb. — Er ist es noch. — Sie würden es für ihr Glück gehalten haben, die Seinige zu werden. — Ich glaube ja. — Sie liebten auf der Welt nichts so sehr, als ihn. — Ich kannte sie nicht. — Blenford, ihr Erretter, der treue Bewahrer ihrer Unschuld, hat, indem er sie liebt, ein

Recht auf ihre Gegenliebe. — Ich habe seine Wohlthat beständig vor Augen, ich ehre ihn als meinen zweyten Vater. — Nun so muß ich ihnen sagen, daß er entschlossen ist, durch ein süßeres und heiligeres Band, als die Wohlthaten sind, sich mit ihnen zu verbinden. Er hat mir die Hälfte seiner selbst anvertrauet, und wünscht nichts mehr als das Glück, nach seiner Zurückkunft ihr Gemahl zu werden. — O! sagte Coraly mit erleichtertem Herzen, ist dies das Hinderniß, welches uns trennte? Seyn sie ruhig, es ist gehoben. — Wie so? — Niemals, ich schwöre es ihnen, niemals wird Coraly des Blenfords Gemahlinn werden. — Sie müssen. — Das ist unmöglich, Blenford selbst wird es gestehn. — Wie! derjenige, der sie von der Hand eines sterbenden Vaters empfangen, der selbst als Vater sie beschützt hat! — Unter diesem heiligen Namen werde ich Blenford beständig verehren: mehr muß er nicht fordern. — Sie haben also sein Unglück beschlossen! — Ich habe beschlossen niemand zu hintergehn: Hätte ich mich dem Blenford überlassen, und Nelson forderte mein Leben, so gäbe ich mein Leben dem Nelson, und würde meineidig gegen Blenford. — Was sagen sie da? — Was ich dem Blenford selbst sagen würde — Und warum sollte ich es verhöhlen? Habe ich die Liebe in meiner Gewalt? — Ach! wie strafbar machen sie mich! — Strafbar! warum? daß sie mir gefallen?

O! der Himmel bestimmt unser Schicksal. Er hat dem Nelson die Anmuth, die Tugend gegeben, die mich entzücken, mir diese Seele, die für Nelson allein geschaffen ist. Wenn man wüßte, wie mächtig er darinn herrscht, wie unmöglich es ihr ist, einen andern mehr als ihn, einen andern so wie ihn zu lieben! O! ich entsage dem Leben, wenn ich für ihn nicht leben kann. — Und eben das setzt mich in Verzweiflung. Was für Vorwürfe wird mein Freund mir zu machen berechtigt seyn? — Ey worüber kann er sich beschweren? Was hat er verloren? Was haben sie ihm geraubt? Ich liebe Blenford wie einen zärtlichen Vater, ich liebe sie wie mich selbst, und mehr als mich selbst. Diese Empfindungen vertragen sich gar wohl mit einander. Wenn Blenford mich ihren Händen übergab, als ein Pfand das ihm zugehörte, so ist er ungerecht, nicht sie. — Ich aber bin Schuld, daß sie von ihm das Gut zurückfordern, was er besaß; es würde noch das seinige seyn, hätte ich es ihm nicht geraubt. — Nein, mein Freund, seyn sie billig. Nur mir kommt es zu, mein Herz zu vergeben: es gehörte mir, itzt gehört es ihnen. Indem sie der Freundschaft mit Unrecht, Vorrechte zuschreiben, die sie nicht hat, so machen sie sich der Gewalt, die man mir anthut, mitschuldig. — Wie! mein Freund sollte ihnen Gewalt anthun? — Ist es nicht eben das, ob er selbst sie ausübt, oder sie an seiner Stelle? Nur sein

Vortheil beschäfftigt und rührt sie: wenn aber ein andrer mich gefangen halten wollte, würden sie nicht, anstatt drein zu willigen, sich eine Ehre daraus machen, mich zu befreyen? Sie verrathen also die Natur, um der Freundschaft zu dienen. Was sage ich? Die Natur! die Liebe! Nelson! Hat nicht die Liebe auch ihre Rechte? Ist hier unter den Gesetzen keins zum Schutz fühlbarer Seelen? Ist es recht, ist es edelmüthig, ohne Mitleid ein Herz zu zerreißen, und in Verzweiflung zu setzen, dessen einziges Verbrechen ist, sie zu lieben?

Die heftigsten Seufzer unterbrachen ihre Rede, sie fiel athemlos nieder, und Nelson hatte nicht Zeit seine Schwester zu rufen. Er eilte die Bänder los zu machen, die ihre Brust zu enge eingeschlossen hielten. Das Schrecken machte ihn anfangs unempfindlich: als aber die Indianerinn wieder zu sich selbst kam, mit ihren halb eröffneten Augen den seinigen entgegen blickte, und ein sanfter Schauer von Liebe und Freude in seinen Armen sie überfiel; da wankte seine Tugend, da rief er: Ihr Kräfte des Himmels stärket mich! Lebe, meine Coraly, lebe! — Sie wollen, daß ich leben soll, Nelson, sie wollen also, daß ich sie liebe! — Nein, das wäre ein Verrath gegen die Freundschaft. Ich würde meines Freundes, ich würde des Lichts unwürdig seyn. Ach! er sagte es mir vorher, und ich wollte es ihm nicht glauben. Ich habe

meinem Herzen zu viel getraut. Coraly, haben sie Mitleid mit dem Herzen, das sie zerreißen; lassen sie mich fliehn und mich überwinden! — O! du willst meinen Tod, rief sie, und fiel zu seinen Füßen nieder. Nelson glaubt in dem Augenblick sie sterben zu sehn. Er stürzt mit ausgebreiteten Armen ihr entgegen und fährt zurück, indem er seine Schwester kommen sieht. Hilf ihr Schwester, sagt er im Weggehn, mein Loos ist zu sterben.

Wo ist er? fragte Coraly, indem sie die Augen aufschlug. Was habe ich ihm gethan? Warum flieht er mich? Und sie, noch grausamere Juliette, warum bringen sie mich ins Leben zurück?

Ihr Schmerz vermehrte sich, da sie erfuhr, daß Nelson abgereiset wäre: aber das Nachdenken gab ihr Muth und Hoffnung wieder. Er hatte die gewaltsamen Bewegungen seines Gemüths nicht verbergen können; die Angst, die ihn überfallen, die zärtlichen Worte, die ihm entfahren, die Gewalt, mit der er sich losgerissen, alles überzeugte Coraly, daß sie geliebt würde. Wenn das wahr ist, sagte sie, so bin ich glücklich. Blenford wird wiederkommen; ich werde ihm alles bekennen. Er ist zu gerecht, zu großmüthig, mir einen Zwang aufzulegen. Doch diese Hoffnung verschwand sehr bald.

Nelson empfieng auf dem Lande einen Brief von seinem Freunde, darinn er seine baldige Zu-

rückkunft ihm berichtete. Ich hoffe, sagte er am Ende seines Briefs, mich in drey Monaten mit allem was ich liebe, wieder vereinigt zu sehn. Vergieb mir, mein Freund, wenn in meinem Herzen die zärtliche und liebenswürdige Coraly dir zugesellt wird. Lange war meine Seele dir allein ergeben; itzt theilt sie sich. Ich habe meine süßesten Hoffnungen dir anvertrauet; ich habe die Wahl der Liebe durch die Freundschaft gebilligt gesehn; ich schätze mich in beyden glücklich. Glücklich, wenn ich bedenke, daß durch deine und deiner Schwester Bemühungen der Verstand meiner lieben Coraly, mit neuen Kenntnissen geschmückt, ihre Seele mit neuen Tugenden bereichert, und ihr Herz vielleicht geneigter geworden ist mich zu lieben. Die reinste Glückseligkeit werde ich genießen, wenn ich in ihr ein Geschenk von deiner Hand besitze.

Nelson schickte diesen Brief seiner Schwester. Lies ihn, schrieb er, und laß ihn Coraly lesen. Welche Warnung für mich! Welcher Vorwurf für sie!

O Nelson! sagte Coraly, nachdem sie ihn gelesen hatte; nie werde ich die Deinige seyn: aber erwarte nicht, daß ich mich einem andern ergebe. Die Freyheit dich zu lieben ist ein Gut, dem ich nicht entsagen kann. Dieser Entschluß stärkte sie. Nelson hingegen war in seiner Einsamkeit viel unglücklicher.

Durch welches Verhängniß, sagte er, muß das meine Folter seyn, was den Reiz der ganzen Natur, die Wonne aller Herzen ausmacht? Geliebt zu werden, ach! das allein ist nichts! Aber von der geliebt zu werden, die ich liebe, mein Glück so nahe vor mir zu haben, daß ich mich ihm nur überlassen darf! — Heilige und unverletzliche Freundschaft! Alles was ich vermag ist, zu fliehen, fordre von mir nicht mehr! in welchem Zustande habe ich sie gesehen, in welchem Zustande verlassen? Sie hat wohl Recht, sie ist die Sklavinn meiner Pflicht. Sie ist das Opfer, das geschlachtet wird; auf ihre Kosten bin ich großmüthig. O mein Freund! möchtest du die Früchte meiner Selbstverläugnung einärnten, das Gut, das ich dir abtrete, besitzen und durch mein Unglück glücklich werden! Ja, ich wünsche, daß sie dich lieben möge; der Himmel ist mein Zeuge, daß ich es wünsche: und daß größte meiner Leiden ist, daß ich an der Erfüllung dieses Wunsches zweifeln muß.

In diesem gewaltsamen Zustande konnte die Natur unmöglich sich lange erhalten. Nelson suchte nach vielem Kampfe Ruhe, aber die Ruhe war entflohn. Endlich wurde seine Standhaftigkeit erschöpft; sein niedergeschlagener Geist verfiel in die tiefeste Traurigkeit. Die Schwäche seiner Vernunft, seine kraftlose Tugend, das Bild eines kummervollen Lebens, das Leere, das Nichts, worein seine Seele fallen würde,

wenn er aufhörete Coraly zu lieben, die beständige Qual, die er würde leiden müssen, wenn er sie weiter liebte, dies alles, und mehr als dies alles, die schreckhafte Vorstellung, in seinem treuesten Freunde einen Nebenbuhler zu sehn, ihn zu beneiden, vielleicht ihn zu hassen, machte sein Leben ihm zur Marter, und reizte ihn, es zu verkürzen. Höhere Bewegungsgründe hielten ihn zurück. Auch konnte, seinen Grundsätzen nach, ein Mensch und ein Bürger kein Recht über sein eignes Leben haben. Er zwang sich zu leben, aber niedergeschlagen und traurig; unempfindlich gegen alles setzte er seinem itzigen Unglücke nichts als die Hoffnung entgegen, der Welt dereinst noch nützlich zu seyn.

Indessen kam die Zeit heran, in welcher Blenford zurück erwartet wurde. Die Nothwendigkeit erforderte alles so zu veranstalten, daß das Uebel, welches seine Abwesenheit gestiftet, verborgen bliebe: und wer anders als Nelson konnte Coraly zur Verstellung überreden? Er kam also zurück nach London, aber so abgefallen, so entkräftet, daß er völlig unkenntlich war. Juliette konnte ihn ohne die äußerste Wehmuth nicht ansehn, und was empfand dabey die Seele der armen Coraly? Nelson suchte sich stark zu machen, um sie zu beruhigen: aber eben dieser Zwang schlug ihn vollends nieder. Das schleichende Fieber, das ihn verzehrte, nahm zu; er mußte nachgeben, und hier entstund ein neuer

Streit zwischen seiner Schwester und der jungen Indianerinn. Diese wollte Nelsons Zimmer nicht verlassen. Sie bat flehentlich, man möchte ihr erlauben, ihn zu bedienen, ihn zu bewachen: und wenn man aus Mitleid gegen sie, und aus Vorsorge für ihn, sie entfernte, so genoß sie dennoch der Ruhe nicht, die man ihr verschaffen wollte. In allen Stunden der Nacht irrte sie um das Zimmer herum, worinn er lag, oder sie stund unbeweglich auf der Schwelle, mit Thränen in den Augen, ihre Seele auf den Lippen, und horchte mit bangem Ohre auf das geringste Geräusch.

Nelson bemerkte, daß seine Schwester sie ungern zu ihm ließ. Betrübe sie nicht, sagte er, das ist unnöthig. Die Strenge kann nichts mehr helfen. Gelindigkeit und Geduld sind die Mittel unsrer Genesung.

Coraly, meine Freundinn, sagte er ihr eines Tages, da sie mit Julietten allein waren, nicht wahr, sie gäben was drum mich gesund zu sehn? — O Himmel! ich gäbe mein Leben. — Sie können mir mit wenigerm helfen. Unsere Vorurtheile sind vielleicht ungerecht, unsere Grundsätze vielleicht zu strenge, aber der ehrliche Mann ist schlechterdings daran gebunden. Ich bin seit meiner Kindheit Blenfords Freund gewesen; er verläßt sich auf mich, wie auf sich selber, und der Verdruß ihm ein Herz entzogen zu haben, das er mir anvertraut hatte, bringt mich alle

Tage näher zum Grabe. Sie sehen, ob ich zu viel sage. Ich verberge ihnen nicht die Quelle des schleichenden Gifts, das mich verzehrt; es steht bey ihnen, ihren Lauf zu hemmen. Ich will sie nicht dazu zwingen: sie haben vollkommne Freyheit, aber man würde umsonst ein ander Mittel zu meiner Besserung suchen. Blenford wird bald hier seyn; sollte er ihre Abneigung merken, sollten sie ihm die Hand entziehn, die sie ihm gegeben hatten, wenn ich nicht gewesen wäre, so werde ich sein Unglück und meine Reue nicht überleben. Unsre erste Umarmung wird unser Abschied seyn. Bedenken sie sich, mein liebes Kind, und wenn sie wollen, daß ich leben soll, so versöhnen sie mich mit mir selber, rechtfertigen sie mich gegen meinen Freund. — Ach leben sie, und bestimmen sie mein Schicksal, sagte Coraly, ihrer selbst vergessend; und diese Worte, schrecklich für die Liebe, brachten die Freude in den Busen der Freundschaft zurück.

Nach einem langen Stillschweigen setzte die Indianerinn hinzu: aber wie kann ich mich demjenigen überlassen, den ich nicht liebe, mit einem Herzen, worinn die Liebe eines andern herrscht? — Mein Kind! bey einem ehrliebenden Gemüthe siegt die Pflicht über alles. Sie werden mit der Hoffnung auch den Gedanken verlieren, die Meinige zu werden. Es wird ihnen freylich etwas kosten; aber mein Leben hängt davon ab, und sie werden den Trost haben, mich

gerettet zu sehn. — Das ist mir genug, um diesen Preis gebe ich mich hin. Als ein Opfer gebe ich mich hin, zwar seufzend, aber doch gehorsam. Sie aber, Nelson, sie, der Mann der Wahrheit, sie wollen, daß ich mich anders zeige, als ich bin, daß ich ihren Freund hintergehe! Können sie mich Verstellung lehren. — Nein, Coraly, Verstellung ist unnöthig. Ich habe nicht das Unglück gehabt, die süßen Empfindungen der Dankbarkeit, der Hochachtung, der Freundschaft in Ihnen zu ersticken: diese sind sie ihrem Wohlthäter schuldig, und diese sind genug für ihren Gemahl; lassen sie nur diese ihm blicken. Jene Neigung aber, die nicht für ihn ist, davon machen sie ihm ein Opfer, kein Geständniß. Dasjenige muß ewig verborgen bleiben, was schaden würde, wenn es bekannt wäre: gefährliche Wahrheiten nimmt das Stillschweigen in seinen Schutz.

Juliette verkürzte diese allzu rührende Scene: Sie führte Coraly mit sich fort, und verschwendete alle mögliche Liebkosungen, alles mögliche Lob, um sie zu trösten. Die junge Indianerinn antwortete ihr mit einem erzwungenen Lächeln: so bemüht man sich an den Ufern des Ganges, den Schmerz einer jungen Wittwe zu zerstreuen, die dem brennenden Scheiterhaufen ihres Gemahls sich naht; sie wird geschmückt, mit Blumen gekränzt, durch Lobgesänge betrübt! Ach! Ihr Opfer ist bald vollendet; das meinige wird langwierig

und grausam seyn. Meine Feeundinn, ich bin noch nicht achtzehn Jahr alt. Wie viel Thränen habe ich noch zu vergießen, ehe die Zeit kommt, die meine Augen auf ewig schliessen wird. Aus dieser melancholischen Vorstellung urtheilte Juliette, daß ihre Seele tief verwundet wäre, und daß man sie nicht trösten, sondern sich mit ihr betrüben müßte. Höflichkeit, Ueberredung, Nachsicht, Mitleid, alles was die Freundschaft zärtliches hat, wurde angewendet: alles umsonst.

Endlich erfuhr man Blenfords Ankunft, und der kranke, der abgezehrte Nelson eilte den Umarmungen seines Freundes entgegen. Blenford erschrack als er ihn sah, und verhöhlte ihm seine Besorgniß nicht. Beruhige dich, antwortete Nelson, ich bin sehr schlecht gewesen, aber das Uebel ist gehoben. Ich sehe dich wieder, und die Freude ist ein Balsam, der in kurzer Zeit mich stärken wird. Ich bin nicht der einzige, dessen Gesundheit durch deine Abwesenheit gelitten hat; auch Coraly hat sich etwas verändert. Unser Clima trug vielleicht dazu mit bey; sonst aber hat sie sehr zugenommen. Ihr Verstand, ihre Talente sind entwickelt; und ist die Art von Schwermuth, darein sie verfallen ist, nur erst entwickelt, dann wirst du das, was man selten findet, eine Frau besitzen, der die Natur keine Vollkommenheit versagt hat.

Blenford verwunderte sich also nicht, da er sein Mündel blaß und schwach fand. Aber er

wur-

wurde sehr dadurch gerührt. Es scheint, sagte er, der Himmel habe meine Freude mässigen, und die Ungeduld bestrafen wollen, mit der ich, entfernt von ihnen, meine Pflichten ausübte. Itzt bin ich mir selbst gelassen, itzt steht es mir frey, ganz der Liebe und Freundschaft mich zu widmen. Bey dem Worte Liebe erschrack Coraly. Blenford bemerkte ihre Verwirrung; er sagte zu ihr: Sie werden zu dem Geständniß, das sie itzt hören, durch meinen Freund schon vorbereitet seyn. — Ja, Blenford, ihre Güte ist mir bekannt, aber kann ich es billigen, wenn sie zu weit getrieben wird. — Das ist eine Sprache, die von der europäischen Höflichkeit entlehnt ist, und die sie mit mir vergessen sollten. Beste Coraly, ich weiß die Zeit, da sie, wenn ich gefragt hätte: Willst du, daß die Heirath uns verbinde? mir ohne Umschweif geantwortet hätten: Ich bins zufrieden, oder das geht nicht an. Bleiben sie bey dieser Offenherzigkeit. Ich liebe sie, Coraly, aber ich will sie glücklich sehen: Ihr Unglück würde das meinige nach sich ziehn.

Nelson sah mit Zittern auf Coraly, und durfte an ihre Antwort nicht denken. Sie wandte sich gegen Blenford. Eine der ihrigen gleiche Furcht, sagte sie, hält mich zurück. So lange ich in ihnen nur einen Freund, einen zweyten Vater gesehen, sagte ich zu mir selber: Er wird mit einer zärtlichen Ehrerbietung zufrieden seyn; wenn aber zu diesem heiligen Namen noch der Name Gemahl

hinzukommt, was sind sie da nicht berechtigt zu erwarten? Werde ich sie jemals befriedigen können? — O beste Hälfte meiner selbst, diese angenehme Bescheidenheit ist die würdige Krone deiner Tugenden. Ja, deine Pflichten sind erfüllt, wenn du nicht gleichgültig gegen meine Zärtlichkeit bist. Dein Bild ist mir überall gefolgt. Meine Seele flog durch den weiten Raum, der uns trennte, zu dir. In einer andern Welt habe ich dem Echo den Namen Coraly gelehrt. Milady, sagte er zu Julietten, vergeben sie mir, wenn ich ihnen das Glück, sie zu besitzen, beneide. Es ist Zeit, daß ich selbst für die Erhaltung einer so theuren Gesundheit sorge. Nelson bleibt ihrer Pflege überlassen, er ist mir nicht weniger werth. Wir wollen glücklich leben, meine Freunde, durch sie werden meine Tage mir schätzbar: so oft ich mein Leben wagte, habe ich gefühlt, welche mächtige Bande mich hier zurückhielten.

Es wurde beschlossen, daß Coraly in acht Tagen Blenfords Gemahlinn seyn sollte. Indessen blieb sie bey Julietten, und Nelson gieng nicht von ihrer Seite. Aber seine Standhaftigkeit wurde erschöpft, indem er die Indianerinn zu stärken suchte. Die Thränen einer Geliebten abzutrocknen, und seine eignen zu verbergen; zu sehn, wie sie für Schmerz bald zu seinen Füßen und bald in seine Arme fiel, und flehentlich um Mitleid bat; dabey ihr beständig seinen grausamen Ent-

schluß vorzuhalten, und keinen einzigen Augenblick Schwäche sich zu erlauben, eine solche Qual scheint die Kräfte der menschlichen Natur zu übersteigen. Auch verließ ihn sein Muth jeden Augenblick. Unglückliches Kind, sagte er, lassen sie mich gehen! Ich bin kein Tieger, ich habe ein fühlbares Herz, und sie zerreißen es. Bestimmen sie selbst mein Schicksal; ich überlasse ihnen mein Leben; aber lassen sie mir die Treue gegen meinen Freund. —

Ach Nelson, wo bleibt die Freyheit meines Willens, da ihr Leben in Gefahr ist? Versprechen sie mir nur zu leben, nicht meinetwegen, ihrer Schwester wegen, ihrer Schwester, die sie anbetet.— Coraly, ich würde sie hintergehen. Nicht daß ich einen Anschlag auf mein eignes Leben hätte; aber sie sehn, wie weit mich die Betrübniß gebracht hat. Sie sehn die Wirkung meiner Reue und der Schande, die in der Zukunft sich mir zeigt. Würde ich mir weniger verhaßt, weniger strenge gegen mich selbst seyn, wenn das Verbrechen ausgeführet wäre? — Sie reden vom Verbrechen, aber wenn sie mir den ärgsten Zwang auflegen, ist das kein Verbrechen? — Sie sind frey, ich fordere von ihnen nichts, ich weiß nicht einmal, was ihre Pflicht ist, aber die meinige weiß ich, und ich will ihr folgen.

Durch dergleichen Gespräche vermehrten sie ihre Betrübniß. Aber Blenfords Gegenwart brachte ihnen noch größere Qual. Er unter-

hielt sie alle Tage, nicht mit seichten Liebeserklärungen, sondern von seiner Bemühung, ihren Wünschen zuvorzukommen, in seinem Hause alles so einzurichten, das Zierlichkeit und Bequemlichkeit darinn herrschen möchten, um ihre Zufriedenheit auch darinn zu befördern. Sterbe ich ohne Kinder, sagte er, so ist die eine Hälfte meines Vermögens für meine Frau, die andre für denjenigen, der nach mir ihr gefallen und sie über meinen Verlust trösten wird. Nelson, das geht dich an! In meinem Stande wird man selten alt. Du mußt, wenn ich nicht mehr seyn werde, meine Stelle einnehmen. Ich habe die gehäßige Ruhmbegierde nicht, von meiner Wittwe zu fordern, daß sie meinem Schatten treu bleibe. Coraly ist geschaffen, die Welt zu verschönern, und in ihren Ebenbildern die Natur zu bereichern.

Man kann sichs eher vorstellen, als beschreiben, was Nelson und Coraly hierbey empfanden. Beyde wurden gerührt, die Verwirrung war bey beyden gleich: aber Nelson fand in den Gedanken, daß er Coraly solchen würdigen Händen überließe, eine Art von Erleichterung, da hingegen für sie jede neue Wohlthat des Blenfords eine neue Marter war. Da sie dem Nelson entsagen mußte, hätte sie sich lieber von der ganzen Natur verlassen, als sich durch Geschenke, durch Liebesbezeugungen, die nicht von ihm kamen, geehrt gesehn. Indessen war es nach ihrem eig-

nen Geständnisse nicht möglich, zurück zu gehn; sie mußte sich ihrem Schicksale unterwerfen.

Man führte sie also als ein Schlachtopfer in das Haus, das ehemals eine angenehme Wohnung für sie gewesen war, itzt aber ihr fürchterlicher schien als das Grab. Blenford empfieng sie als seine Beherrscherinn. Er schrieb ihre sichtbare Gemüthsbewegung der Blödigkeit und der Furcht zu, die in ihrem Alter die Herannäherung der hochzeitlichen Feyer hervorbringt.

Nelson hatte alle Kräfte einer steischen Seele gesammlet, um mit heiterm Gesichte bey diesem Feste zu erscheinen.

Man las den Aufsatz, den Blenford hatte machen lassen. Er war von einem Ende zum andern ein wahres Denkmaal der Liebe, Wohlthätigkeit und Hochachtung. Niemand blieb ungerührt; Coraly selbst vergoß Thränen. Blenford nahete sich ihr mit einer ehrerbietigen Miene, und indem er ihr die Hand reichte, sagte er: Kommen sie, meine Geliebte, und bekräftigen sie dies heilige Band ihrer Treue und meiner Glückseligkeit.

Coraly, welche ihre letzten Kräften aufgefordert hatte, konnte kaum die Feder in ihrer Hand halten; indem sie schreiben wollte, zog sich ein Nebel vor ihre Augen, ihr ganzer Leib zitterte, ihre Knie wankten, sie würde niedergesunken seyn, wenn Blenford sie nicht gehalten hätte. Von Schrecken durchdrungen blickt er Nelson an, und

und sieht die Todesblässe auf seinem Gesichte. Juliette war herbey gelaufen. Himmel! was sehe ich, rief Blenford aus, Schmerz und Tod umgeben mich! Was hätte ich bald gethan? Was hat man mir verschwiegen? Wie? mein Freund! ist es möglich? Kommen sie ins Leben zurück, meine liebe Coraly, ich bin nicht grausam, nicht ungerecht: ich suche nur ihr Glück.

Indem die Frauenzimmer bemühet waren, Coraly zu helfen, blieben Nelson und Blenford aus Wohlstand etwas von ihnen entfernt. Aber Nelson stund unbeweglich mit niedergeschlagnen Augen wie ein Missethäter. Blenford tritt zu ihm, schliest ihn in seine Arme: Bin ich dein Freund nicht mehr, sagte er, bist du nicht allezeit noch die Hälfte meiner selbst? Oeffne mir dein Herz, sage mir, was darinn für ein Geheimniß verborgen ist — Doch nein, sage mir nichts, ich weiß alles. Dies Kind hat dich nicht sehen, nicht mit dir leben können, ohne dich zu lieben. Sie hat ein fühlbares Herz; deine Güte, deine Tugenden haben sie gerührt: du hast ihr das Stillschweigen auferlegt, du hast von ihr gefordert, daß sie das allerschrecklichste Opfer vollendete. — Ha, Nelson! welch Unglück, wenn es vollendet wäre! Der gerechte Himmel hat es nicht gewollt. Die Natur, der du Gewalt anthatest, hat ihre Rechte behauptet. Sey zufrieden, sie erspart dir ein Verbrechen. — Ja! die Ergebung

der Coraly war das Verbrechen der Freundschaft.

Ich gestehe es, antwortete Nelson, indem er sich ihm zu Füßen warf, ich habe, ohne es zu wollen, dein Unglück, das Unglück dieses liebenswürdigen Kindes, und das meinige gemacht; aber ich bezeuge bey dem, was Ehre und Freundschaft heiliges haben, — weg mit deinen Schwüren, unterbrach ihn Blenford, sie beleidigen uns beyde. Glaube mir, mein Freund, du würdest nicht in meinen Armen seyn, wenn ich dich einer Niederträchtigkeit verdächtig hielte; was ich vorhergesehn, ist erfolgt, aber ohne dein Verschulden. Ein Beweis davon ist das, was ich sehe, und dieser Beweis selbst ist unnöthig, dein Freund bedarf ihn nicht. — Es ist wahr, sagte Nelson, daß ich mir nichts als Unvorsichtigkeit und ein zu stolzes Vertrauen auf meine eigenen Kräfte vorzuwerfen habe; aber das ist genug, ich will mich selbst bestrafen. Coraly wird dir entrissen, und ich entsage ihr auf ewig. — Ist das die Art, wie du einem großmüthigen Freunde begegnest? erwiederte Blenford in einem strengen Tone. Glaubst du gegen mich zu kindischen Bedenklichkeiten verbunden zu seyn? Coraly wird meine Frau nicht werden, sie wäre mit mir nicht glücklich: aber daß sie einen ehrlichen Mann verliert, den sie ohne dich geliebt hätte, daran bist du schuld, und diesen Verlust mußt du ihr ersetzen. Der Contract ist aufgesetzt; die

Namen sollen geändert werden, aber ich verlange, daß die Punkte bleiben. Was ich als Gemahl der Coraly bestimmt hatte, gebe ich ihr als Freund, oder wenn du willst, als Vater. Nelson kränke mich nicht durch eine Weigerung, die mich nur erniedrigen würde. — Ich erliege unter deiner Großmuth, sagte Nelson, sie beschämt mich, aber sie verwundert mich nicht. Es bleibt mir nichts übrig, als sie stillschweigend zu verehren, und deinem Willen mich zu unterwerfen. Wenn ich nicht wüßte, wie sehr Ehrerbietung und Freundschaft sich vereinigen lassen, so würde ich mich nicht getrauen, dich länger Freund zu nennen.

Während dieser Unterredung war Coraly wieder zu sich selbst gekommen, und öffnete mit Schrecken ihre Augen. Wie groß war ihr Erstaunen, und die Veränderung, die plötzlich in ihrer Seele vorgieng! Man weiß alles, sagte ihr Nelson, indem er sie umarmte, man hat alles vergeben; werfen sie sich ihrem Wohlthäter zu Füßen; von seiner Hand empfange ich die ihrige. Coraly wollte ihre Dankbarkeit ihm zu erkennen geben; Blenford ließ ihr keine Zeit. Sie sind ein Kind, sagte er, sie hätten mir alles gestehen sollen. Wir wollen nicht mehr davon reden; aber niemals wollen wir vergessen, daß es Prüfungen giebt, denen die Tugend selbst, sich nicht aussetzen muß.

Der Frühling,
an Selinen,
nach dem Italienischen des Metastasio.

Schon spielet mit den ersten Veilchen
Der leichte West;
Der Frühling kömmt, die Hügel jauchzen,
Es jauchzt das Thal.

Die Eiche, die am Fuß der Alpen,
Schon hundert Jahr,
Gleich ihnen furchtbar, Stürmen trotzte,
Begrüßt den Lenz;

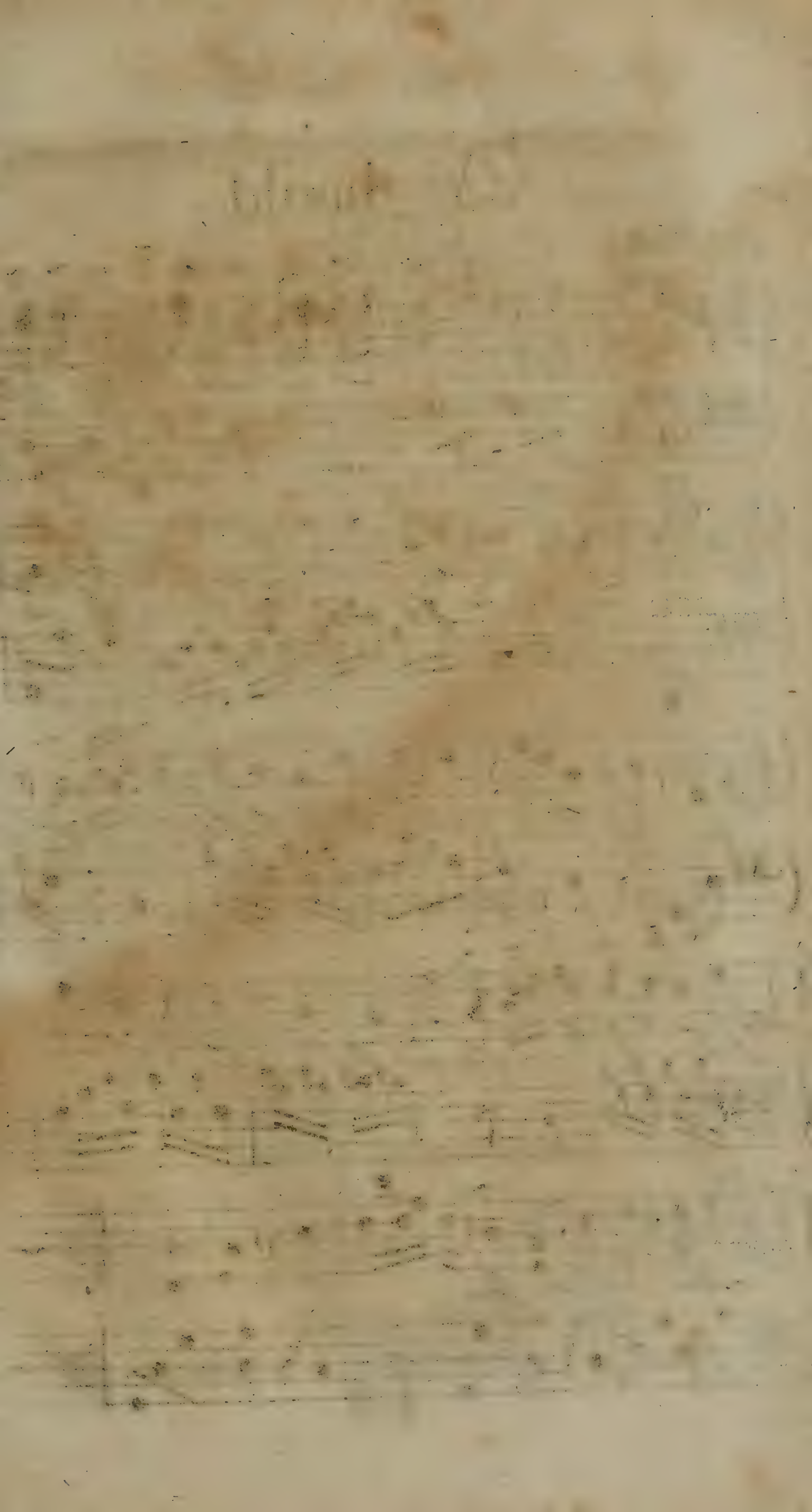
Sie schüttelt vom bejahrten Haupte
Geschmolznes Eis,
Und schmücket jetzt die nackten Arme
Mit neuem Laub.

Von hohen Bergen flieht der Winter:
Ihr Gipfel grünt,
Und ungehemmt rollt in den Ufern
Der schnelle Bach.

Es stehen zitternd tausend Blümchen
Im bunten Feld;
Noch hat sie nicht die schwere Pflugschar
Hinweggewühlt.

Vom Sand Aegyptens reis't die Schwalbe
Kühn übers Meer,

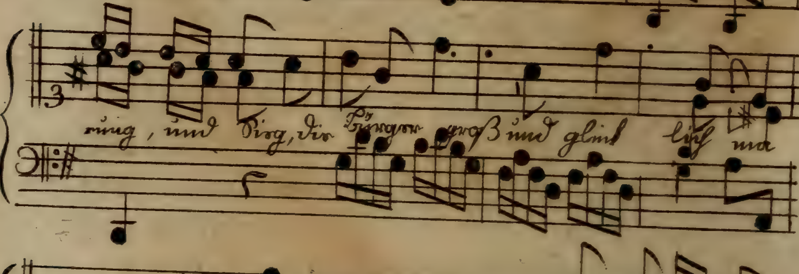
Eilt nach der sonst bewohnten Gegend,
Und baut ihr Nest.
Die Hirtinn, deren muntres Auge
Von Freude spricht,
Läuft an die oft besuchte Quelle,
Und schmückt ihr Haar.
Vom Zwitschern kleiner Sänger tönet
Der junge Wald,
Und in dem weiten Thale brüllet
Das satte Vieh.
Der Schiffer der sein kleines Erbtheil
Im Meer verlor,
Und nach erlittnem Schiffbruch traurig
Zurückgekehrt,
Denkt jetzt nicht mehr an Sturm und Wellen;
Bey stillem Meer
Hebt er vergnügt, voll süsser Hoffnung,
Die Anker auf.
Die ganze Schöpfung, alles freut sich,
Und alles lacht;
Nur ich allein, ich kann nicht lachen,
Da alles lacht.
Seline, soll dich dieser Frühling
Nicht zärtlich sehn?
Du wirst die Thränen einst bereuen,
Die ich geweint.

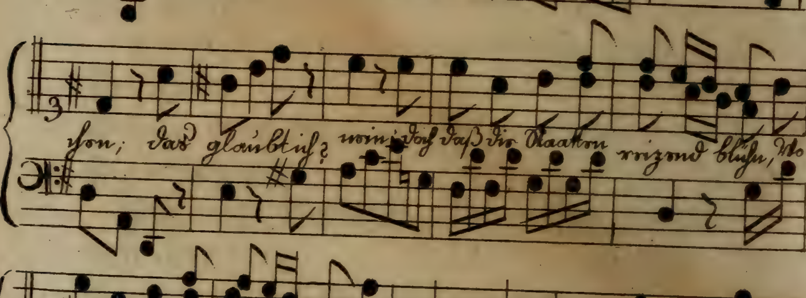


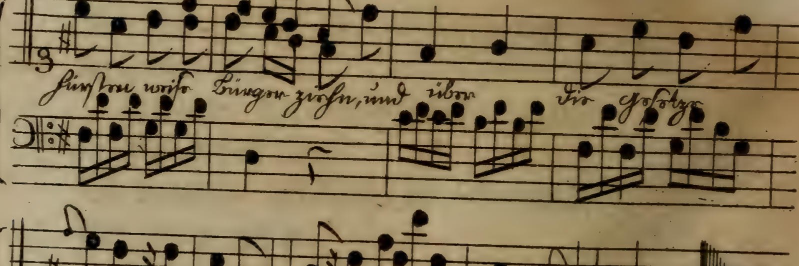
Der Zweifel

Andante









Der Zweifel.

Daß Weltbezwinger voll von Krieg,
Durch Schlacht, Eroberung und Sieg,
Die Bürger groß und glücklich machen:
Das glaubt ich? — Nein!
Doch, daß die Staaten reizend blühn,
Wo Fürsten weise Bürger ziehn,
Und über die Gesetze wachen:
Das könnte seyn!

Daß das Verdienst am Hofe steigt,
Das Laster vor der Tugend schweigt,
Vom Thron beschämt die Schmeichler eilen,
Das glaubt ich? — Nein!
Daß Narrheit, Bosheit, Trug und List,
Zur Hoheit oft die Leiter ist,
Laquayen, Huld und Gnad ertheilen,
Das könnte seyn!

Daß jeder Priester heilig lebt,
Der Philosoph nach Weisheit strebt,
Die Unschuld vor Gerichte sieget;
Das glaubt ich? — Nein!
Daß oft der Fromme menschlich irrt,
Der Philosoph sehr sinnlich wird,
Das Recht dem Gold oft unterlieget;
Das könnte seyn!

Daß, wer aus goldnen Schüßeln speist
Den laut der Pöbel glücklich preist,

Des Lebens wahres Glück empfindet;
Das glaubt ich? — Nein!
Doch daß der Mann sein Leben nützt,
Der nicht mehr wünscht, als er besitzt,
Sich nicht am Wahn des Pöbels bindet;
Das könnte seyn!
Mein Vetter schüttet Geld in Hut,
Und ruft: dies ist das höchste Gut!
Sieh Kind das mußt du dir erwerben;
Ihm glaubt ich? — Nein!
Doch wenn man nicht sein Geld vergräbt,
Mit Freunden davon freudig lebt,
Daß es denn schön ist, Geld zu erben:
Das könnte seyn!
Wenn sich Beatrix schminkt und schmückt,
Liebäugelt, buhlt, die Hände drückt,
Daß sie dadurch ein Hertz entrißen:
Das glaubt ich? — Nein!
Doch daß, wenn auch kein Putz sie ziert,
Die göttliche Selinde rührt,
Und jeder Mund sie wünscht zu küßen,
Das könnte seyn!
Daß, um geehrt und reich zu seyn,
Ich mich demüthig, kriechend, klein,
Wenn mich das Glücke flieht, gebehrde;
Das thät ich? — Nein!
Daß ich entfernt von Sklaverey,
Freund, Vaterland und Mägdchen treu,
Frey leben und frey sterben werde:
Das könnte seyn!

Von den gesellschaftlichen Unterhaltungen der Römer.

Aus dem Dänischen.

Die Römer waren in den letzten Zeiten eben so eitel, verschwenderisch und wollüstig, als wir; ja, sie übertrafen uns oft weit in dem, was die verderbte Welt zu allen Zeiten Galanterie, Artigkeit und Lebensart genannt hat. Allein, da wir doch durchaus dieses alte Volk uns zum Muster wählen wollen; so sollten wir auch darinn ihnen nachahmen, wodurch sie sich wohl noch mehr, als durch ihre Mahlzeiten und Gastereyen, von Barbaren unterschieden. Ich will nur zweyerley Dinge anführen, welche der Lebensart in Rom, selbst bey der größten Ueppigkeit den Vorzug vor der unsrigen gaben, daß sie dieselben um eben so viel galanter machten, als sie wirklich vernünftiger war. Und dieses war die Freyheit mit welcher Leute von verschiedenstem Range mit einander umgehn konnten. Und die vernünftige Mode sinnliche Vergnügungen mit den übrigen gesellschaftlichen Ergötzlichkeiten zu verbinden.

In Ansehung der Freyheit übertrafen die römischen Sitten die unsrigen eben so sehr, als die französische Lebensart, der türkischen an Artigkeit vorzuziehen ist. Noch hatten keine ungereimten Gesetze des Wohlstandes die Trennung unter den Menschen verursacht, welche die Großen nicht nur so ungeschickt macht die Pflichten ihres Berufs zu erfüllen, sondern auch die größte von allen gesellschaftlichen Vergnügungen entzieht. Kein Vornehmer hielt es damals für unanständig an einem Orte zu erscheinen, wo seine Gegenwart ihm selbst oder dem Publico einiges Vergnügen oder Nutzen verschaffen konnte. Er glaubte nicht, daß seine Würde darunter litte, wenn er mit einem Menschen spräche, der ihm entweder dienen oder seiner Hülfe bedürftig seyn könnte. Die Kaiser speiseten oftmals in offenen Gezelten. Sie giengen selbst zu Fuß ohne großes Gefolge in der Stadt herum. Sie riefen nicht allein Weltweise und Dichter zu sich, sondern kamen auch selbst in ihre Schulen. Da wo itzt ein junger Edelmann erröthen würde, sich sehen zu lassen, saß Marc Aurel selbst, da er schon ein Mann, Kaiser und Philosoph war, und merkte in seiner Schreibtafel an, was er in des Sextus Vorlesungen hörte.

Das Ceremoniel war im Reden sowohl als im Schreiben so kurz, daß man ohne Umschweife sein Geschäffte vortragen, viel mit wenigen Worten sagen, und folglich manche wichtige Dinge in der Zeit ausrichten konnte, die itzt bey Titeln, Cere-

monien, Formalitäten und tausend unnöthigen Weitläuftigkeiten verloren geht, welche zuletzt noch so weit gehen können, daß die westlichen Völker den Morgenländern nichts weiter vorzuwerfen haben werden, als dieses allein, daß wir etwa in der Kleidertracht ein wenig freyer und vernünftiger sind, als sie.

Die Vergnügungen der Sinne machten einen so wesentlichen Theil von den gesellschaftlichen Belustigungen der Römer aus, daß jeder, der Vermögen hatte, unter seinen Bedienten einige hielt, die Bücher abzuschreiben wußten und geübt waren, angenehm und mit Nachdruck etwas vorzulesen, um dadurch nicht nur ihren Herren sondern auch seine Gäste zu vergnügen. Man erzählt vom Titus Pomponius (einem Mann der seiner Lebensart und angenehmen Umgangs wegen eben so berühmt war, als wegen seines Verstandes und seiner Redlichkeit) daß alle seine Bedienten bis zum geringsten Aufwärter beyde Stücke verstunden. So vernünftig waren die Bedienten in Rom, ob sie gleich Sklaven waren. Ihre Herrschaften selbst ließen sie in schönen Wissenschaften unterrichten. Wenn alle Laquayen so viel verstünden, so möchte man sich nicht so sehr wundern, wenn es ihnen zuweilen einfällt, Bedienungen zu suchen.

Anstatt sich wie stumme Maschinen um einen Tisch herum zu setzen, ergötzte dies Volk die Gesellschaft mit Liedern, Concerten, mit Gedichten, Schauspielen, Historien und andern schönen Wer-

ken, die man vorlas. Ohne solche Vorlesungen hätte nie ein Römer, wenn er irgend zu leben wußte, das prächtigste Gastgebot geachtet, sondern würde von seinem Wirthe gedacht haben, daß er sehr schlecht, Leute zu unterhalten wüßte. Bey allen Künsten, die die Römer erfunden hatten, den Gaumen zu kitzeln, Künste, darinn sie die zärtlichsten und leckerhaftesten Völker unsrer Zeit weit übertrafen, war dennoch ihr Geschenk fein genug, eine Gesellschaft von Leuten, die einige Zeit mit nichts als mit Eßen beschäfftigt gewesen wäre, mit Eckel anzusehen. Ein guter Vorleser ward eben so begierig gesucht, als ein berühmter Koch, und wenn er vorzügliche Gaben hatte, so machte er seinem Herrn wenigstens so viel Ehre, als jetzt kein Vornehmer von dem besten Läufer oder ansehnlichsten Heiducken haben kann.

Ohne zu behaupten, daß die Römer damals vollkommner und tugendhafter waren, als wir: so ist dieß doch hinreichend zu beweisen, daß sie galanter waren, und weit beßer sich zu vergnügen wußten. Eine Gesellschaft von stummen Eßern gehört zu einer thierischen Lebensart; so eine würde nicht einmal Barbaren vergnügen.

Aber womit soll man eine so große Versammlung unterhalten? Mit jenen allgemeinen Redensarten, jenen abgenutzten Höflichkeiten, jenen kleinen Gefälligkeiten, die allen beschwerlich sind, und niemand vergnügen? Mit Aufmunterungen zum Trinken? Das heißt nicht Leute einladen sie

zu vergnügen, sondern ihnen lange Weile zu machen, sie zu tödten. Das beste und anständigste Mittel (wo nicht das einzige) diese lange Weile zu vertreiben, wäre wohl, von Sachen zu reden, die vernünftigen Leuten unterhaltend seyn könnten. Aber wer soll diese Reden führen? In den meisten Gesellschaften sind wohl wenige, die von selbst sehr vernünftig sprechen können. Es wäre gut, wenn alle Einsichten genug hätten, an dem was andre sagen, Geschmack zu finden, und sich ein Vergnügen daraus zu machen, zuzuhören. Das Wort in einer Gesellschaft allein zu führen, ist für den Redner selbst fast eben so beschwerlich, als für seine Zuhörer, demüthigend; zu geschweigen, daß es sich nicht für jeden schickt, so viel als andre zu reden. Ein gewißes Alter, Rang oder Vermögen kann allein diesen Vorzug geben, der zum Unglück nicht allemal den Weisesten zum Theil wird.

Aber was bleibt denn noch übrig eine große Gesellschaft zu beschäfftigen? Nichts anders als zu lesen? wenn man eine Gesellschaft unterhalten will, ohne einen Theil zu ermüden, den andern zu beschämen, ohne entweder einige zum Stillschweigen zu verdammen, oder genöthiget zu werden ungereimte Gespräche anzuhören: so muß man schöne Stücke aus solchen Werken aussuchen, die in der Absicht geschrieben sind, Gesellschaften zu unterrichten, und zu vergnügen; und einem jeden erlauben, so viel Theil daran zu nehmen als er

kann und will. So folgt man am besten den Regeln der Höflichkeit und der Wohlanständigkeit, und man beleidiget weder Vernunft noch Geschmack. Von den übrigen weit wichtigern Folgen, die ein solcher Umgang haben könnte, die Sitten und den Geschmack zu verbeßern, will ich nicht einmal reden. Meine Absicht ist nur zu beweisen, daß die Römer viel galanter waren, und weit beßer zu leben wußten als wir.

Aber wir haben vielleicht solche Vergnügungen nicht nöthig? Unsre Gastereyen sind reich genug an Pracht und Ueberfluß, um uns gantz allein, ohne einige Mithülfe der Vernunft zu beschäffti-gen. — — O nein! auch an Pracht übertrafen uns die Römer in ihren Gastmalen. Ich könnte in einer eignen Abhandlung: — und so ein wichtiges Stück der Lebensart verdiente die wohl — beweisen, daß unsre Köche große Pfuscher gegen die römischen sind, und daß unsre prächtigsten Gastmale, den ihrigen nicht gleich kommen. Vielleicht ist aber der Umgang itzt so vernünftig, frey und angenehm, daß man nicht nöthig hat erst zu Büchern, dem elenden betrübten Zeitvertreibe seine Zuflucht zu nehmen, den feine Leute nicht suchen, als wenn sie krank oder eingesperrt sind? Ja, wenn es darauf ankömmt, wo das meiste gesprochen wird, oder wo man viel ins Gelag hinein redt, wenn dieß ein Zeichen der Vernunft und Freyheit ist — — da glaube ich, daß wir die Römer übertreffen. Aus ihren Vorlesungen

sollte man wenigstens schlüßen, daß sie mehr hörten und dachten, als sie redeten. Es muß wohl in einer Versammlung, von Leuten deren Geschmack zärtlich genug war, die schönsten Stücke ihrer Schriftsteller auszusuchen, und sie mit vielem Nachdruck sich vorlesen zu lasen, gewiß nicht so leicht gewesen seyn, etwas zu sagen wodurch man die Gesellschaft vergnügen, oder ihre Aufmerksamkeit auf sich ziehen konnte. Das größte Genie würde sich wohl bedacht haben in einer solchen Gesellschaft dem Leser in die Rede zu fallen. Da hingegen der schlechteste Einfall in einer andern Versammlung schon vermögend ist, den besten Vorleser einem ausgelaßnen Gelächter Preis zu geben. Wie witzig die Herrschaften selbst in Rom gewesen, das ist wohl überhaupt schwer zu bestimmen. So viel weiß man, daß es wenigstens keine Schande war, sich auf Wißenschaften zu legen. Die berühmtesten Schriftsteller waren entweder selbst Leute vom Stande oder Freunde der Großen. Die Wissenschaften setzten oft selbst Sklaven in Freyheit und veredelten sie. Die Reichen wandten freylich dort, so wie anderwärts mehr Zeit auf Gesellschaften und Ergötzlichkeiten als auf die Wissenschaften. Aber man konnte auch bey den römischen Gastmalen etwas lernen; und ein Reicher müßte sehr dumm gewesen seyn, wenn er aus einer Gesellschaft in die andre gegangen wäre, eine schöne Vorlesung nach der andern gehört hätte, ohne klüger zu werden. Selbst

ihre Laquayen müßen witziger gewesen seyn, als manche neumodige vornehme Herren. Denn sie konnten doch wohl nicht so viele schöne Werke in ihrer Muttersprache lesen, ohne etwas dabey zu denken. Man müßte denn glauben, daß die römischen Laquayen solche Dummköpfe waren, als diejenigen Gelehrten, die alle römischen Scribenten durchgelesen haben, ohne dadurch im geringsten ihren Geschmack zu verbeßern.

Ich glaube daher daß wir, ohne zu geringschätzig von uns selbst zu urtheilen, es als eine ausgemachte Sache annehmen können, daß unser Gastmal weder so prächtig, noch unser Umgang so vernünftig ist, daß wir dieser Vorlesung nicht eben so sehr bedürftig wären, als die Römer. Außer den allgemeinen Unbequemlichkeiten großer Gesellschaften, die ich oben angeführt habe, und die sich bey allen Völkern zu allen Zeiten finden, haben wir einige, die die Römer nicht kannten, und dadurch unsre Gesellschaften weit beschwerlicher und langweiliger werden als ihre. Dieß ist eben das, wovon ich im Anfange redete: der Zwang und die Trennung, die ein übertriebener Wohlstand unter den Menschen eingeführt hat, und die ihr Hochmuth, ihre Eitelkeit, Rangsucht, Niederträchtigkeit, und Heucheley täglich vermehret.

Die morgenländische Eitelkeit, davon die Römer nichts wußten, muß entweder von den Saracenen zuerst nach Europa seyn gebracht worden,

oder die Europäer lernten sie auf ihren Kreuzzügen und Wahlfahrten. Diese hat, außer dem wirklichen Unterschiede, den Macht, Reichthum oder Verdienste unter den Menschen machen können, noch so manche eingebildete Unterschiede eingeführt, und so viele Merkmale alle diese, so wohl wirkliche als eingebildete Vorzüge zu bezeichnen, erfunden, daß eine eben so weitläuftige Rechnung dazu erfordert wird, die Achtung zu bestimmen, welche jeder Person in einer Gesellschaft zukömmt, als dazu gehört, den Gehalt aller wirklichen und idealen Münzen nach ihren verschiednen Aufschriften, Gewicht, Stempel und Wechselcours fest zu setzen.

Eine jede Gesellschaft, vornehmlich in den Ländern, wo viele kleine Münze herumgeht, ist einer Börse gleich. Alle sind beschäfftigt den Werth jeder Person nach den verschiednen Stempeln zu bestimmen, womit man sie bezeichnet hat, und aufs genaueste zu berechnen, wieviel ein jeder in Verhältniß gegen alle andre, gilt. So wie im Handel oft die geringsten Kleinigkeiten den Werth der eingebildeten Schätze herunter setzen können, so ist auch ein Wort, eine Rede, ein Gruß, eine Miene, eine Gesundheit, ein Stuhl und tausend andre gleich unbedeutende Dinge hinlänglich, das Vergnügen einer Gesellschaft zu verderben, und unter den Leuten eben so viel Verwirrung anzurichten, als eine Veränderung im Wechselcours oder im Preise der Actien machen kann.

Ich glaube auch, daß diese Eitelkeit, so lächerlich sie auch ist, doch ihren Grund in einem so allgemeinen Verderben des Menschen hat, daß die Römer eben so kindisch und ungesellig als wir gewesen seyn würden, wenn sie nicht eine Art, grosse Gesellschaften zu beschäfftigen, erfunden hätten, woran alle gleichen Theil nahmen, und wodurch, zum wenigsten auf einige Zeit, das Ansehn der Person aufgehoben ward, das die besten Gesellschaften verdirbt.

Aber haben wir denn gar nichts, das mit dem Zeitvertreibe den die Römer in ihren Vorlesungen suchten, in Vergleichung gestellt werden könnte? Ja. Unsre Spielparthien. Denn ohne diese würden unsre großen Gesellschaften unausstehlich seyn. Ich will ein andermal von dem Mißbrauche dieses Zeitvertreibs reden, und dießmal nur ein paar Worte von seinem großen Nutzen sagen. Wenn man nicht spielte, so würden vernünftige Leute bald einschlafen, die Narren würden niemals schweigen und die Förmlichkeiten nebst den Ausfüllungen in der Rede, die man Complimente nennte, würden kein Ende haben. Nun kann man doch durch den Spieltisch zum wenigsten, die Leute ohne viele Umstände zum Sitzen bringen, da ein As oder ein Bauer, in der Geschwindigkeit ausmacht, wer in der Gesellschaft der vornehmste seyn soll.

Der Fuchs und der Käfer.

Es kroch ein Käfer auf dem Lande
An eines schnellen Flußes Strande,
Und seiner ward ein Fuchs gewar,
Der in derselben Gegend war.
Er that dem Käfer den Verdruß
Und stieß ihn gählings in den Fluß.
Doch kam er wieder frisch empor,
Und kroch dem Strand nach, wie zuvor,
Gleich aber kam der Böswicht wieder,
Und drückt ihn auf den Boden nieder,
Und sprach: Halt inn, du mußt nicht gehn,
Für dießmal mußt du stille stehn.
Der Käfer sucht durch einen Flug
Dem Schalk für immer zu entrinnen,
Doch fruchtlos wurde sein Beginnen,
Weil er ihn wieder abwärts schlug.
Der Käfer sprach: Man sollte glauben,
Du thätest dieß um deßentwillen
Mich meiner Freyheit zu berauben.
Nimm sie, gereicht dirs nicht zur Schmach;
Ich frage nicht so viel darnach.
Mein bleibt inzwischen doch der Willen.
Bist du gleich nunmehr meiner mächtig,
Ist doch der Nachruhm nicht gar prächtig,

Wenns bey den großen Thieren heißt:
Der Fuchs kann einen Käfer zwingen,
Der weder schlägt, noch stößt, noch beißt.
Dieß wird dir wenig Ehre bringen.
Geh, sprach der Käfer, toller Sieger!
Geh, wage dich an einen Tieger,
Und laß mich, hast du den zerrißen,
Die That durch einen Boten wissen.
Dann wird man, Fuchs von dir vermelden
Du stehest in der Zahl der Helden.

Der Aal und deßen Bruder.

Zu seinem Bruder sprach ein Aal:
Komm Bruder, laß uns auch einmal
Zum Zeitvertreib mit andern Thieren
Ein wenig auf dem Land spazieren,
Ich wünscht' ich könnte gehn und rennen
Wie solches Viergefüßte können.
Noch ferner daß ich jemand kennte
Der Aale-Schnäbel machen könnte,
Das Schnappen wird mir zu gemein,
Und Picken soll mir lustig seyn.
Sein Bruder sprach, nicht ohne Lachen:
Was sind mir das für Siebensachen?
Ich halt es für ein Spottgedicht,
Kurz, Bruder Aal, du kennst dich nicht.

Ich

Ich bitte dich doch anzuhören,
Wie ungebundne Lüsternheit,
In einem schnellen Wink der Zeit
Sich kann in Todesangst verkehren.
„ Die Schnecke haßte jüngst, wie du,
„ Sich, ihren Wohlstand und die Ruh,
„ Als, wider ihrer Mutter Rath,
„ Sie einen albern Weg betrat.
„ Kaum aber schlich sie aus den Hecken,
„ So fühlte sie des Todes Schrecken,
„ Dieweil der Storch mit langen Schritten,
„ Ihr unversehns entgegen kam.
„ Da half kein Klagen und kein Bitten,
„ Daß er sie nicht begierig nahm.„
Such keine Wollust auf dem Land,
Wo mancher schon sein Unglück fand,
Der sonst im Waßer seine Zeit
In ungestörter Frölichkeit,
In seinem angenehmen Bette,
Dem sanften Schlamm, verschließen hätte.
Der andre sagte: Sind die Sachen
Beschaffen, wie du mir erzählt,
So hattest du wohl Fug zu lachen,
Da ich der Thoren Weg erwählt.
Dir dank ich für den weisen Rath,
Der mich für einer wahren Noth,
Ja für dem selbst gesuchten Tod,
So brüderlich beschirmet hat.
Die Treue will ich dir indessen,
Mein Bruder, nimmermehr vergeßen.

Der ruhmsichtige Bär.

Ein auf die Ehr' erpichter Bär
Saß in dem Schnee bey einem Strauch,
Und dacht: Ey wüßts die Nachwelt auch,
Wie groß mein Leib gewesen wär,
Ich würde selbst nach meinem Sterben
Bey solcher Dank und Ruhm erwerben.
Er sprach darüber seine Jungen,
Und sagt: Ich sehe mich gezwungen,
Daß ich den großen Körper meße,
Damit ich dessen seltne Größe
Der Nachwelt so vor Augen lege,
Daß sie es deutlich faßen möge.
Bald fielen ihm die Jungen bey,
Und schwuren: Ja, bey unsrer Treu,
Wir sahen auch schon viele Bären;
Jedoch es wird noch lange währen,
Eh daß in unsrem Königreiche
Sich einer dir an Größe gleiche.
Deßwegen sey darauf beflissen,
Daß es die späten Enkel wissen.
Der Alte dacht itzt allgemach
Dem edlen Unternehmen nach,
Und rief, als ers zuletzt erfunden,
Indem d.: Kinder um ihn stunden:

Fürwahr, es haben Kunst und Witz
In meinem Körper ihren Sitz.
Stracks leget er sich in den Schnee,
Er streckt die Pfoten in die Höh,
Und heißt die Kleinen auf ihn treten,
Dann sagt er: itzo will ich wetten,
So sieht man Haut, so sieht man Haar,
Zusammt der Grösse sonnenklar.
Kein Fürst hat noch in seinem Schild
Von einem Bär ein schöners Bild.
Ein jeder von den Jungen preist
Des alten Bären feinen Geist,
Indem den Abdruck sie betrachten,
Und ihn des Urbilds würdig achten.
Ein jeder spricht: Es ist gerathen;
Fürwahr, der Alte hats errathen.
Sie dachten alle nicht so weit,
Daß dieses Werk, trutz seiner Würde,
Trutz aller seiner Aehnlichkeit,
Im nächsten Schnee vergehen würde,
Der wirklich noch denselben Tag
Schon auf des Bären Kunststück lag.



Der Krebs und der Frosch.

Ein Krebs kroch auf dem trucknen Lande
Bey einem Sumpf im grünen Gras,
Woselbst ein Frosch am gleichen Strande
Nebst andern frohen Quäckern saß.
Wie bin ich doch so übel dran,
Sprach er, mein lieber Frosch, ich kann
Unmöglich durch den Rasen kommen,
Es hat ein Krampf mich übernommen,
Daneben tödtet mich die Hitze.
Komm, schleppe mich doch in die Pfütze
Mein wackrer Frosch, hilf mir aus Noth
Und rette mich vom nahen Tod;
Hierzu hast du schon Stärke gnung;
Erlaube mir, daß ich so lange
Dir an dein glattes Beinchen hange,
Bis du durch einen frischen Sprung
Mit mir in unsre Pfütze springest,
Und mich zu meinem Volke bringest.
Du muthest mir nicht wenig zu,
Versetzt der Frosch, bist heute du
Das erstemal ans Land gestiegen?
Wenn Fröschen krank darnieder liegen,
So rufen sie nur ihren Brüdern,
Die sie zu retten sich nicht widern.
Verzeih es mir, für meine Haut

Mein Krebs, hast du zu harte Schären,
Mich dünkts, wenn man sie recht beschaut,
Als wenn es scharfe Klauen wären.
Daneben giebt es noch mehr kleine
An jedem deiner kleinen Beine.
Der Handel ist für mich zu wichtig,
Wer weiß, ist deine Rede richtig?
Sobald ein Starker Schwachen schmeichelt,
So glaube man nur, daß er heuchelt,
Und Heuchlern soll man niemals trauen,
Genug mir grauts für deinen Klauen.

Der betrogne Fuchs.

Der Vögel gräuliche Verderber
Der auf den Raub erpichte Sperber,
Der stets auf hohen Bäumen wohnte,
Fieng so viel Vögel, als er konnte.
Der Fuchs, dem dieses wohlgefiel,
Sprach: könnt ich, wie der Sperber, fliegen,
Wie hätt ich ein gewünschtes Spiel,
Wie wollt ich viele Vögel kriegen;
Jedoch es ist mein Wunsch verloren;
So wünschen ausgemachte Thoren.
Er sah den Marder bald darauf,
Wie er in ungehemmtem Lauf

Das Eichhorn auf des Baumes Aͤste
Im Sprung mit seinen Pfoten faßte.
Gut, Gut, sagt er, nun seh ich hier
Selbst auch ein viergefuͤßtes Thier
Gantz hurtig auf den Baͤumen springen;
Nicht minder soll es mir gelingen.
Die Kunst muß ich mit meinen Vieren
Auch in der obern Luft probiren.
Mißlingt die Absicht des Versuchs,
So bleib ich wie vorhin ein Fuchs.
  Er stieg so bald auf eine Weide,
Die ganz gebuͤckt gewachsen war;
Er sah auf solcher einen Staar;
Ha, Ha, welch eine Schnabelweide!
Dacht er, und wagte gleich den Sprung,
Der ihm abscheulich wuͤst mißlung.
  Er fiel, und sank, und schrie: Ey! Ey!
O weh! ich hab ein Bein entzwey.
So geht es, will man alles koͤnnen;
Der Staar wird mir es hertzlich goͤnnen.
Ich laße mir von hohen Baͤumen
Hinfort nicht mehr so naͤrrisch traͤumen.



Der Hase und der Käfer.

Ein Hase kam des Abends aus dem Wald;
Es sah der Feige nicht so bald
Den Käfer nächst bey ihm mit fünf bis sechs Ameisen,
Doch allzeit fliehend, sich zerbeißen,
So sprach er: Ey was muß ich an dir sehn,
Darfst du denn nicht vor diesen stille stehn?
O du verzagte Memme du!
Halt Stand, und schlage herzhaft auf sie zu;
Du kannst sie ja mit deinen vielen Waffen
Nach deinem Wohlgefallen strafen.

Der Käfer giebt nichts drum, er doppelt seine Schritte
Damit er sich des kleinen Feinds entschütte.
Er flieht mit wohlbedachter Hurtigkeit,
Bis er der Räuber sich befreyt,
Und durch die vorgesetzte Flucht sie überwindet,
Recht froh, daß er sich itzt in Sicherheit befindet.

Kaum daß der kluge Käfer ausgeruht,
Erfuhr er auch des Hasen Heldenmuth,
Der kürzlich ihn für einen Zagen hielt,
Doch itzt die Zagheit bey sich selber fühlt:
Ein Eichhorn warf ihm was von Grase
Von einem Eichbaum auf die Nase.

O Noth! wie zaghaft floh der Held
Mit schnellen Sprüngen aus dem Feld.
Noch hat die Scham mit Furcht vermischt
Zur Flucht ihn stärker angefrischt.
Drauf rief der Käfer überlaut:
Ey, halt, verzagte Hasenhaut!
Wie tief ist doch dein Heldenmuth gefallen?
Ja, ja, du bist der Feigste von uns allen.
Der Hase, wie gepeitscht von kaltem Schrecken,
Floh nach den nächst gelegnen Hecken;
Und als er sie im Schrecken durchgebort,
Rief er: Ey, Käfer, noch ein Wort!
Der kühnste Held bleibt nicht am gleichen Ort.



Ueber die

Nothwendigkeit

den Geist eben so sorgfältig, als den Körper, zu kleiden.

Aus dem Englischen.

Eine gute Gemüthsart ist für die Seele eben das was die Schönheit für den Körper ist, und ein gefälliges Betragen erweckt uns bey andern Leuten Liebe und Hochachtung, so, wie eine schöne Gestalt uns der Gewogenheit des schönen Geschlechts empfiehlt. Es ist gewiß, daß man einen kleinen Fehler in der Bildung eher übersieht, als das wunderliche in der Gemüthsart, und wir haben einen weit längern und größern Widerwillen gegen eine mürrische Unhöflichkeit in den Sitten, als gegen einen Puckel oder ein paar krumme Beine. Was wir gute Aufführung nennen, ist in der That eine so liebenswürdige Eigenschaft, daß ein jeder gern den Schein haben will, sie zu besitzen, und selbst das Frauenzimmer würde es eben so übel aufnehmen, wenn man ihm eine schlechte Gemüthsart Schuld gäbe, als wenn man seine Bildung tadelt. Daher kömmt es, daß die

unglücklichen bejahrten Mägdchen, die man insgemein alte Jungfern nennt, sich diese Beschuldigungen beyde zugezogen haben, und daß man ihnen zur Last legt, sie wären häßlich und bösartig.

Einige Leute sind mit einem guten Hertzen und einer Anlage zur guten Aufführung geboren; diese glücklichen Personen sind in sich ruhig, und allen, die um sie sind, angenehm. Sie sind, so zu reden, von Natur und nothwendig gefällig, und es ist eben so unmöglich, daß sie im Umgange nicht gesprächig und einnehmend seyn sollten, als es unmöglich ist, daß ein Hamilton und Coventry anders als schön und reizend schreiben können. Doch selbst diese, welche von Natur zum Umgange gemacht sind, haben die Pflicht, diese Gabe nicht zu verderben oder zu mißbrauchen. Sie müssen sich nicht gar zu gewiß auf ihre angeborne Annehmlichkeit verlaßen; denn wir sollten einen Mann, der sich gar keine Mühe giebt zu gefallen, nicht anders ansehen, als wir eine Schöne verehren würden, die in einem unordentlichen und nachläßigen Aufzuge erscheinet. Eben so wenig müßen sie auf der andern Seite ihr gutes natürliches Wesen in einer Menge Complimente und übermäßiger Höflichkeit ausschweifen laßen; denn eine gefällige Aufführung wird eben so oft durch diese beschwerliche Feinheit verdorben, als ein schöner Wuchs durch Schnürbrüste in schreckliche Krüm-

mungen gepreßt, und eine schöne Gesichtsfarbe durch Schminke völlig verdorben wird.

Wenn aber diese Aufmerksamkeit selbst den wenigen nöthig ist, die mit einer angebornen Artigkeit beglückt sind, wie viel nothwendiger ist es denn nicht für den größten Theil des menschlichen Geschlechts, daran zu arbeiten, daß man das Unregelmäßige in seiner Aufführung verbessere? Zu diesem Endzwecke würde es völlig hinreichend seyn, wenn man nur halb die Kunst anwendete, seine Seele auszubilden, die man täglich auf seinen Leib verwendet. Um diesen recht gefällig zu machen, nimmt man nicht nur weiblichen Putz, Schminke und wohlriechende Wasser, gestickte Kleider und französische Peruquen zu Hülfe, sondern diese Aengstlichkeit, jeden persönlichen Fehler zu entfernen, hat die Künstler so erfindsam und ämsig gemacht, daß nun kaum noch irgend ein äußerer Fehler ist, den man nicht wegschaffen oder verbergen kann. Die Natur mag noch so unfreundlich gegen uns gewesen seyn, so kann man doch durch dergleichen Mittel ein Modell werden, das ein Bildhauer oder ein Maler studiren kann. Ist man um einen Zoll zu kurtz, so kann unser Schuster dem Mangel abhelfen, und unser Strumpfwirker kann uns ein paar Waden schaffen, die einen Irrländer beschämen können. Ein Fehler im Wuchs kann durch unsern Schneider unsichtbar gemacht werden, und wenn der nicht helfen kann, so finden sich gewiß noch sinnreichere

Künstler. Man ist es auch schon gewohnt keine Schmerzen zu achten, wenn man seine Bildung dadurch verschönern kann. Ich kenne einen Mann, der sein Bein zum zweytenmale zerbrechen ließ, weil es schief war angesetzt worden, und ich besinne mich auf ein Frauenzimmer, welches an einem Krebs in der Brust starb, der von zurücktreibenden Pflastern entstanden war, wodurch sie ihre Milch hatte zurückhalten wollen, damit ihr schöner Hals nicht dabey leiden möchte. Ich wünschte herzlich, daß man zur Verbeßerung der Gemüthsart eine gleiche Entschloßenheit hätte. Cicero sagt, sie werde durch jede heftiche Unruhe des Leibes oder Seele verdorben. Es ist zu bedauren, daß die Menschen sich nicht für diese Meynung erklären wollen; sonst würden sie doch wohl keine Mühe sparen, ihre Gemüther zu verbeßern, wenn es zur Verschönerung ihres Körpers diente. Und doch ist es gewiß, daß ein Mann mit einem leeren Kopfe eine schlechtere Figur macht, als mit einer ungepuderten Peruque; und daß Einsicht eine größre Zierde für das Haupt ist, als ein Haarbeutel, oder ein schön aufgestutzter Hut; daß Verdruß und Unfreundlichkeit die Augen roth und häßlich macht, und ein freyes Herz hingegen, sie mit Lächeln aufheitert, und jeden Gesichtszug einnehmend und angenehm macht.

Wir wollen es immer nicht glauben, daß uns diese zum Umgange nöthige Gesinnung fehlt, und hierinn liegt der Grund, daß wir uns so wenig Mü-

he geben, sie zu erlangen und zur Vollkommenheit zu bringen. Könnte man sich nur einmal von einer Unordnung in seiner Gemüthsart überzeugen, so würde man finden, daß die Fehler des Gemüths leichter zu ändern und zu beßern sind, als die Fehler und Häßlichkeiten des Körpers; aber ein jeder ist leider! nach seinen Gedanken umgänglich und aufgeräumt genug. Es ist zwar möglich, uns zu überzeugen, daß wir übel aussehen, oder uns schlecht tragen, und wir suchen dieß durch Waschwaßer und einen Tanzmeister zu verbeßern; klagt man aber die Gemüthsart an, so verleitet uns Eigendünkel, die schädlichste Art der Schmeicheley zu der Meynung, daß der Fehler nicht in unsrer eigenen, sondern in der Gemüthsart unsrer Nebenbürger liege; so wie die unsinnigen Leute in Morrfields glauben, daß alle, die sie besuchen, unsinnig sind.

Diese thörichte Schmeicheley läßt uns glauben, wir seyn im Guten unbeweglich, da wir doch wirklich im Bösen hartnäckig sind, und macht uns ungeschickt, im Umgange selbst ein wahres Vergnügen zu gewinnen, oder es andern zu verschaffen. Ein Eigensinniger klagt über die Unbeständigkeit seiner Bekannten; und giebt ihnen immer Eigensinn und Hartnäckigkeit Schuld. Ein Wollüstling schillt den andern für einen Sonderling, der ein Nösselglaß ausschlägt, und sieht den als einen schleichenden und schlechten Menschen an, der nicht an seinen wilden Streichen Theil nehmen will,

und nicht Lust hat, die ganze Nacht bey den Häschern zu liegen. Der unbiegsame Grillenfänger kann keinen von denen leiden, die um ihn sind, und glaubt, er sey der beleidigte Theil. Er klagt, daß keine Harmonie im Umgange sey, ob er gleich selbst der einzige ist, der aus dem Tone kömmt. Es ist freylich wahr, das Auge sieht sich selbst nicht, wenn man aber diese blinde Partheylichkeit so weit treibt, daß man denjenigen die Thorheit Schuld giebt, welche uns dieselbe merken lassen, so ist dieß gewiß so abgeschmackt, als wenn man glauben wollte, die Hasenscharten oder Rubinennase, die einer im Spiegel sieht, gehöre zu der Figur im Spiegel, und nicht zu seinem eignen Gesichte.

Vollkommenheit darf man eben so wenig in den Seelen, als an den Körpern der Menschen erwarten; natürliche Fehler und Gebrechen muß man an beyden übersehen und entschuldigen. Man sollte aber auch auf beyde gleich aufmerksam seyn, sich nicht ängstlich bemühn, den Körper zu kleiden, und zu gleicher Zeit die Seele nackt gehen laßen. Man sollte eben so ämsig drauf seyn, sich Einsicht und Tugend zu erwerben, alß Treßen und Sammet zu tragen, und wenn nun unsre Gemüther vollkommen bekleidet wären, dann sollten wir dahin sehen, daß gute Lebensart und Gefälligkeit das Ganze belebten und regierten, denn diese wird eben die Anmuth über unsre Tugenden und gute Eigenschaften verbreiten, welche gute

Kleider erhalten, wenn sie den Modeschnitt haben. Um diese guten Eigenschaften zu erhalten, sollten wir uns selbst unpartheyisch prüfen, uns nicht selbst zu Richtern aufwerfen, noch alle übrige Menschen als Schuldige ansehen. Würde es nicht höchst lächerlich seyn, wenn eine Person vom Stande bey Hofe mit einer altväterischen Krause, Mantel und Plunderhosen gehen, und wenn er so angezogen käme, alle übrigen Leute beschuldigen wollte, sie giengen nicht nach der Mode?



Die Katze und die Heydechs.

Der Katze war es einst gelungen,
Daß sie für ihre liebe Jungen
Im Garten eine Heydechs fieng,
Mit welcher sie nach Hause gieng.
Es sprach die Heydechs unterwegen:
Ach Katze, was hast du im Sinn,
Sprich doch, wo willst du mit mir hin?
Der Katze Rede war dagegen:
Komm du, und komm nur ungezwungen.
Du mußt mit meinen schönen Pflanzen,
Mit meinen herzgeliebten Jungen,
Zum Zeitvertreib ein wenig tanzen.
Die Heydechs sprach: das kann ich nicht,
Ich bin hierauf nicht abgericht.
Die Katze trug sie immer fort,
Und sagte: schweige, rede dort
Wenn du bey meinen Jungen bist.
Sey sicher daß dich keines frißt.
Kaum aber setzt sie solche nieder,
So springt ein Kätzchen auf sie loß,
Und giebt ihr einen harten Stoß!
Und quetschet Fleisch und Haut und Glieder;
Bald wieder fühlte sie mit Grauen
Des andern scharfgewetzte Klauen;

Und dort henkt bey dem ecklen Tanz
Ein drittes ihr an ihrem Schwanz,
Bis er in manches Sück zerfiel.
Sie schrie: O unbarmhertzigs Spiel!
Bey solchem Tanz verliert man Glieder!
Ach, gieb mir meine Freyheit wieder!
Die Freyheit! sprach die Katze drauf;
Ich nahm dich ja so zärtlich auf,
Und schützte dich noch für den Feinden,
Und wär es nur für jenen dreyen:
Dem Rittelgeyer, Storch und Weyhen;
Wie spöttisch dankst du deinen Freunden!
Die Heydechs sprach: dergleichen Freunde
Sind gräulicher als alle Feinde;
Denn diese tödten in der Eile;
Und ihr mit peinlich langer Weile.

Die Zeit und die Raupe.

Zur Raupe sprach die schnelle Zeit:
Du mußt hinfür nur schlafend leben,
Und dich des Raupenstands begeben.
Das heißt dich die Vergänglichkeit.
Was nennst du, sprach die Raupe drauf;
Im Schlafe leben, sonder eßen?
Ich würde bald den Schlaf vergeßen,
Befördert ich des Lebens Lauf

Nicht täglich mit gewohnten Eßen.
Die Zeit erwiederte dagegen:
Du kannst die Furcht bey Seite legen,
Du wirst dieß Schlafen nicht bereuen,
Ein beßrer Stand wird dich erfreuen;
Ein Wunder, daß ich mehr gesehn,
Wird, weil du schläfst mit dir geschehn.
Du wirst ohn einzige Beschwerden
Zum ersten eine Puppe werden,
Hernach ein bunter Schmetterling.
Halt meine Rede nicht gering,
Kömmt diese Art Verwandlung dir
Gleich itzt noch unbegreiflich für.
Die Raupe schickte sich darein,
Sie sagte: kanns nicht anders seyn,
So will ich mich nicht länger säumen,
Ob mir es gleich am Sehen fehlt;
Bin ich zum Schlafen auserwählt,
So möge mir was süßes träumen.
Drauf hüllte sie sich schleunig ein,
Als sänke sie ins Grab hinein;
Darinnen ward sie, ohn' ihr Wißen,
Dem ersten Stande bald entrißen.
Bald kroch der Schmetterling hervor,
Und stieg auf einen Ast empor.
Er schwinget seine bunten Flügel,
Er sieht auf solchen göldne Spiegel,
Mit Purpur um den Rand geschmückt;
Hier Silber, auf dem Sammt gestickt,

Dort rosenroth und veilchenbraun,
Bedeckt mit gelbem Staub von Gold.
Er konnte sich nicht gnug beschaun;
Er ward sich endlich selber hold.
Beseelet von der Sonnen Stral
Erhebet er sich in den Saal
Der fließenden unsichtbarn Luft;
Er schwingt das prächtige Gefieder.
Dann läßt er sich im Garten nieder,
Den licht gefärbte Blumen malen.
Er trinket hier aus göldnen Schalen
In einer Tulpe weichen Schoos,
Worinn ein süßer Honig floß.
Dann setzt er sich auf Silberlilien;
Er wechselt Rosen mit Jonquilien;
Er fliegt von Nelken zu Jeßminen,
Und jetzo scherzet er im Grünen.
O Götter, sprach er, welche Lust!
Wovon die Raupe nichts gewußt.

Der Feigenbaum und die andern Bäume.

Zun Quitten- Birn- und Aepfelbäumen
Sprach ein noch junger Feigenbaum:
Wie gönnt der Mensch euch so viel Raum?
Man sollt euch aus dem Wege räumen.

Denn sauer seyd ihr insgesammt,
Wie ihr von sauren Aeltern stammt.
Nur meine Frucht allein ist süß
Und jeder der noch in sie biß,
Der rief, so bald er sie versucht:
Ey, welche honigsüße Frucht!
Könnt ich nur von der Stelle gehen;
Ich schäme mich bey euch zu stehen.
Sie sagten zu dem Feigenbaum:
Wir alle geben, was wir können;
Und gönnt der Gärtner uns den Raum,
Warum willst du uns den mißgönnen?
Weil er bisher uns stehen ließ,
So scheints, daß ihm für uns nichts schaure.
Du schmeckst ihm etwann allzu süß,
Und dann erwählt er sich das Saure.
Den Nächsten, so wie du, verschmähn,
Das heißt sich all zu sehr vergehn.
Und wüßtest du des Gärtners Sinnen,
So würdest du es anderst fassen;
Du würdest uns, statt, uns zu hassen,
Noch heute herzlich liebgewinnen.
Denn wärst du Feigenbaum, allein,
So könnt es wohl nicht anders seyn,
Es wäre deiner Früchte Saft
Dem Gärtner äußerst eckelhaft.
Nothwendig müßt es ihn verdrüßen,
Kämst du ihm immerdar mit Süßen.
Er würd' einst über dich ergrimmen,
Und dich im Zorn zum Brand bestimmen.

Der spottende Häher.

Ein Häher sah sobald nicht einen Fuchsen,
So setzt er schon sein Waldgeschrey hindan,
Und fieng auf einer Fichten an
Gleich einem zahmen Huhn zu gluchzen.
Gut, dacht der Fuchs, giebts hier von diesem Vieh,
So spart es mir, ins Dorf zu gehn die Müh.
Er schlich sobald nach diesem Ort
Jedoch mit leisen Schritten fort,
Um diesen leckern Fang zu nützen.
Er schlich, und sah zu seiner größten Schmach
Nur einen losen Häber sitzen.
Indem er voller Hohn und Unmuth sprach:
Verfluchtes Maul, das mich so wüst betrog!
Worauf der Häher weiter flog,
Und in dem Dorf die Henne schreckte;
Sie hielt den Häber an dem Schreyen,
Für ihren Feind den bösen Weyen,
So, daß sie gleich die Jungen sorgsam deckte.
Doch über eine kurze Weile
Jauchzt er nach Art der frohen Eule.
Die Vögel saßen bald zu Scharen um ihn her,
Er band mit jedem an, und jedes spottet er.
Von solchen gab ihm einer diese Lehre,
Er sprach: Mein ausgelaßner Häher höre:

Spotten thut nicht gut,
Um den Schimpf zu büßen,
Muß oft eignes Blut,
Von dem Spötter fließen.
Bald kam ein Jäger in den Wald;
Der Häher sah ihn nicht so bald,
So drehet er ihm eine Nase,
Er schrie itzt, wie ein junger Hase.
Der Jäger stund zwar still, doch merket er den Poßen,
Und wird darüber ganz verdroßen;
In Unmuth faßt er den Entschluß,
Und rächt den Schimpf mit einem Flintenschuß.
Der Häher schrie itzt in der ächten Sprach,
Da er vom Baume fiel, und Hals und Kopf zerbrach.

Die Warnung des Gärtners an seine Blumen.

Nach einem sehnlich langen Warten
Auf neue Pflanzen in dem Garten
Drang endlich durch des Winters Nacht,
Doch allgemach, des Lenzens holde Pracht.
Die Blumen ächzten vor Verlangen
Die Lebenswärme zu empfangen,

Und eilten sämmtlich um die Wette,
Wer unter ihnen sich, zuerst verschönert hätte.
Der Gärtner gab itzt fleißig acht,
Er war auf jede gleich bedacht.
Doch bey dem unbedachten Eilen
Fand er für gut, nach seiner Gärtner Pflicht,
Den Blumen seinen Unterricht
In allen Treuen mitzutheilen.
Er sprach: Ihr Blumen eilet nicht,
Scheint gleich der Sonne helles Licht,
So dürft es sich doch bald verdecken,
Und Morgens euch der rauhe Nord erschrecken;
Seyd, doch, ich bitt euch, nicht so kühn,
Steigt noch nicht auf die Stengel hin,
Sie sind noch nicht genug verwahrt,
Sie sind für Stürme noch zu zart
Ist doch der schöne Lenz nicht mehr so weit,
So wartet noch bis zur bequemen Zeit.
Es gaben viele kein Gehöre
Auf ihres treuen Gärtners Lehre.
Sie fuhren fort nach ihren Lüsten
Sich vor den andern aufzubrüsten.
Bald aber kam des Nordwinds Blasen
Mit außerordentlichem Rasen,
Und trieb sie wütend hin und wieder
Und warf die stolzen Blümchen nieder.
Anjetzt bereuten sie zu spät,
Daß sie des Gärtners Rath verschmäht.
Die andern, die sich ließen leiten,
Und sich nunmehr des Wohlstands innig freuten,

Erhoben sich, doch nach und nach;
Und wuchsen, jedoch allgemach;
Und endlich ward ihr bunter Flor so schön,
Daß man ihn schwerlich prächtiger gesehn.
Sie wurden durch der Farben Glänzen
Zur Zierde dieses neuen Lenzen.
Es war ihr Frühling recht beglückt,
Und voller Anmuth um und um geschmückt.
Es schien, als wollte durch die Stralen
Die Sonne sie mit voller Kunst bemalen.
Man sah davon bey tausend Wunderspuren
In seltsam ausgekünstelten Figuren,
So die Natur in reiner Pracht
Durch göttlich eingeprägten Fleiß hervorgebracht.
Und von so vielen Wunderspielen
Mußt alles lauter Wollust fühlen.
Bey dieser Art Geschöpfe war noch nie
Solch eine süß empfundne Harmonie.

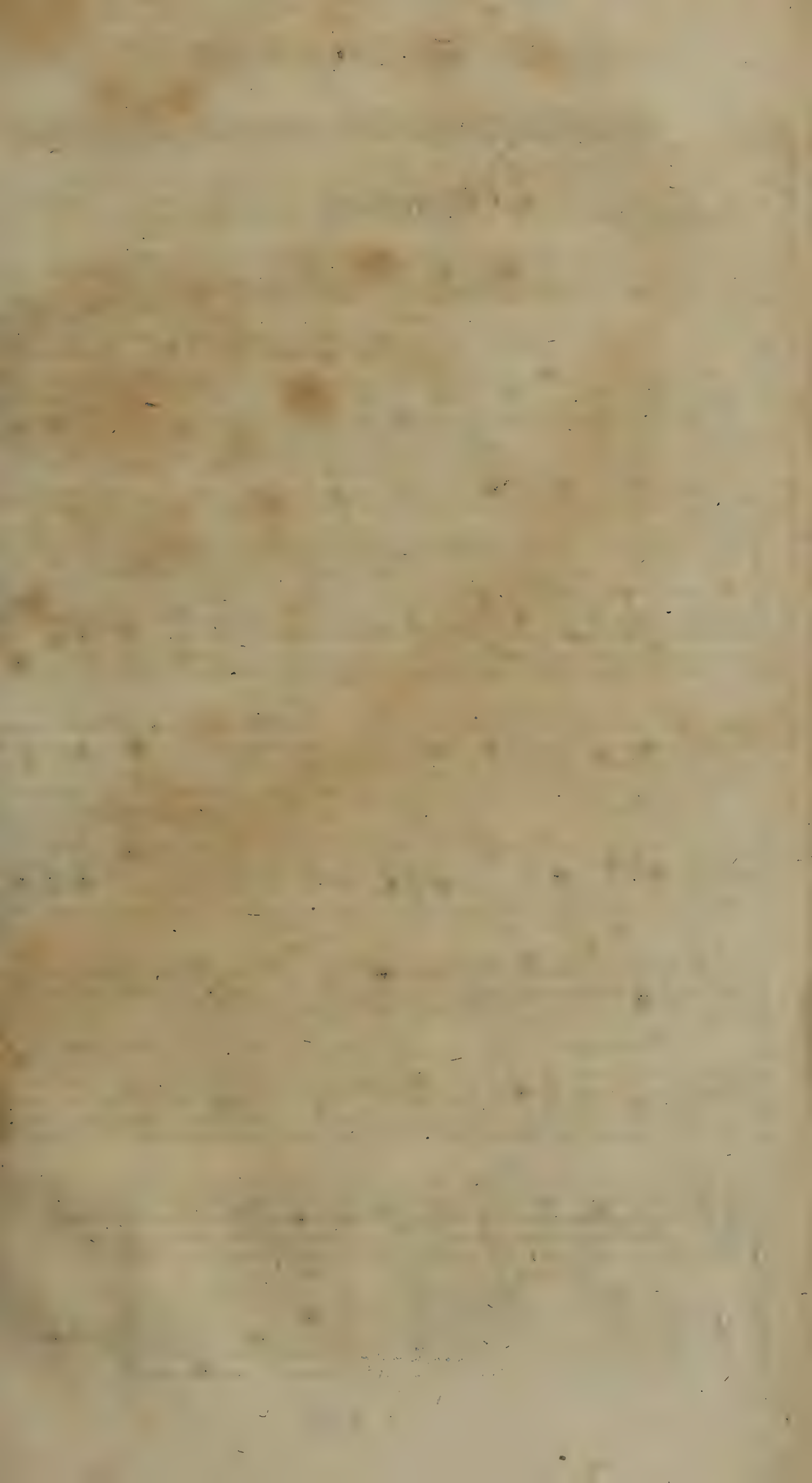


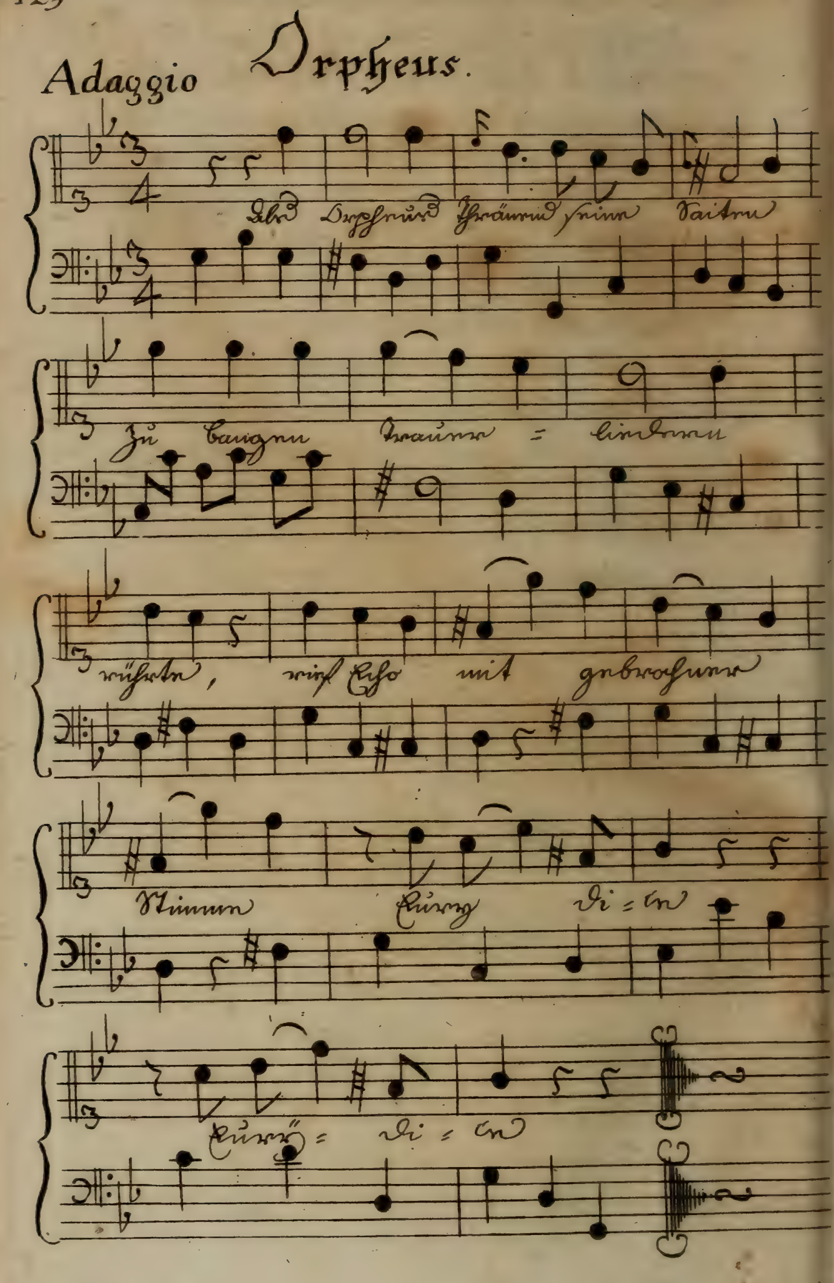
Der Gärtner und der Wildfang.

Als ungefähr in dem Gehäge
Ein Gärtner einen Wildfang fand,
Nahm er bald Meßer, Keil und Säge
Sammt Bast und Wachs und Moos, zur Hand;
Und faßt den Wildfang unverzöglich;
Er sprach: du sollst, so bald es möglich,
Wofern mir Schnitt und Hieb gelingen,
Gantz wunderschöne Früchte bringen.
Der Wildfang sprach: willst du mir Schwachen
Ein früheзeitigs Ende machen?
Du kannst es wohl noch mehr verschieben;
Mir graut es noch für Schnitt und Hieben.
Nach Ansehn hab ich kein Verlangen;
Bisher ists mir noch wohl ergangen;
Den Wohlstand such ich nicht zu bessern,
Ich werde mich von selbst vergrößern.
Der Gärtner sprach: du weißt noch nicht
Der gut gepfropften Bäume Tugend,
Und folglich nicht, was dir gebricht;
Das thut der Unverstand der Jugend.
Dießmal weiß ich für dich nichts beßers
Als eine Stümmlung deiner Größe
Als meiner scharfen Säge Stöße,
Und als die Schnitte meines Meßers.

Ein Zweig hilft deiner wilden Art,
Dünkt gleich der Handgriff dich zu hart.
Bald that der Gärtner, was er sagte,
Ob sich das Bäumchen gleich beklagte.
 Nach wenig Jahren kam er wieder,
Und saß bey diesem Bäumchen nieder.
Er sprach: Wie bist du schon so groß;
Dir fehlet weder Laub noch Schoß.
Noch mehr, mir scheinen deine Früchte
Mit voller Anmuth ins Gesichte.
 Das Bäumchen sprach: nun darf ich mich
Nebst deinen Liebsten sehen laßen;
Ich dank es dir herzinniglich;
Was wär ich, hättst du meinem Willen,
Der Frucht von meinen eitlen Grillen,
Mich jungen Wilden überlaßen!






Adaggio
Orpheus.

Orpheus.

Als Orpheus thränend seine Saiten
Zu bangen Trauerliedern rührte,
Rief Echo mit gebrochner Stimme:
Euridice!

Dieß Wort durchlief die krummen Thäler,
Die Weste rauschten in den Büschen,
Mit zärtlich seufzendem Gelispel:
Euridice!

Noch tönt im Tracischen Gefilde,
Noch hört man an den hohen Ufern
In hellgestirnten stillen Nächten:
Euridice!

Und könnt ich auch wie Orpheus spielen,
Und riße dich, o meine Doris,
Das unerbittliche Verhängniß
Aus meinem Arm:

So könnt ich doch dem Wiederhalle
Nicht deinen süßen Namen singen;
Nein, die von Thränen naße Saiten
Ertönten nicht.

Ich würd an deiner Seit' erkalten;
Dich küßend würd' ich eilend sterben,
Und aus dem mir verhaßten Körper
Mit Freuden fliehn.

Hielt aber eine strenge Gottheit
Zur harten Strafe mich zurücke:
So brächt' ich die verhaßten Tage.
Stillschweigend hin.

Bey welken, abgehärmten Wangen,
Bey müden, wund gerungnen Händen,
Bey Seufzern und schlaflosen Nächten
Würd' ich einst alt.

Wenn der erweichte Todesengel
Mich denn durch seinen Schlag befreyte,
So würd' ich in dem nächsten Busche
Zur Nachtigall.

Ihr die ihr dann in frühen Lenzen,
In frisch belaubten Hainen irret,
Und in den schattenreichen Thälern
Vertraulich küßt.

Wenn denn im Volk der Nachtigallen
Ein Vogel girrt, und länger schläget,
Als die wetteifernden Geschwister:
Dann hört ihr mich.

Das Privatleben
des M. Porcius Cato, des ältern.

M. Porcius Cato, der ungefähr zwey hundert Jahr vor Christi Geburt in Rom berühmt war, schwung sich von einem Sachwalter und Redner bis zu den höchsten Bedienungen in der Republik empor. Seine großen Eigenschaften zur Verwaltung des Staats konnten nicht lange verborgen bleiben. Durch seine bewiesene Tapferkeit in den Feldzügen, denen er von seinem siebenzehnten Jahre beywohnte, bahnte er sich den Weg zu den ansehnlichsten Ehrenstellen. Er wurde erstlich Kriegsobrister, hernach Quästor, hierauf Consul, und endlich Censor. Diese letzte Würde war, wie Plutarch sagt, auf gewisse Weise der Gipfel aller Ehrenämter, und die Vollendung aller Ehrenstellen, die einer im Staate nur erlangen konnte. Sie war mit großer Gewalt versehen, und hatte die Aufsicht über den Lebenswandel und die Sitten der Bürger.

Ich will nichts von den öffentlichen Geschäfften, von den Kriegsthaten, von den Feldzügen, die er als Soldat oder als Heerführer gethan, nichts von seinem geführten Consulat, von seinem gehaltnen Triumph anmerken. Wenn ich lerne, was war dieser Feldherr, dieser Consul, dieser strenge Richter der Sitten Roms, in seinem

Hause? Dies wird für mich den größten Nutzen haben.

Cato war ein rechtschaffner Vater, ein leutseliger Ehgemahl und ein guter Wirth. Seine Gemahlinn, mit welcher er sich verheirathet hatte, war mehr von vornehmer Herkunft, als von großem Vermögen, weil er glaubte, daß von zwoen Frauen, welche einerley Stolz und Uebermuth besäßen, die aus hohem Stande sich mehr vor schändlichen Dingen scheue, und ihrem Manne in löblichen Dingen desto unterthäniger sey. Er sagte oft, daß diejenigen, welche ihre Weiber oder ihre Kinder schlügen, ihre Hände an die größten Heiligthümer legten, und daß er einen rechtschaffenen Ehemann weit höher, als einen großen Rathsherrn hielte. Und am Sokrates bewunderte er nichts so sehr, als die Sanftmuth, welche er gegen seine böse Frau bewiesen.

Cato ließ sich bey der Niederkunft seiner Gemahlinn, auch nicht durch die nöthigsten Geschäffte, die öffentlichen Angelegenheiten ausgenommen, abhalten, daß er nicht zugegen gewesen wäre, wenn das Kind gebadet und eingewickelt wurde. Seine Gemahlinn stillte ihr Kind selbst, ja auch öfters die Kinder seiner Knechte, und flößte diesen mit der Milch eine Liebe gegen ihren Sohn ein. Er nahm sich auch selbst, so bald sein Sohn zu Verstande kam, die Mühe, und führte ihn zum Lesen an, ob er gleich unter

seinen Knechten einen geschickten Sprachlehrer, Namens Chilo hatte, welcher andre Kinder unterrichtete. Denn er wollte nicht haben, wie er selbst sagte, daß ein Knecht seinen Sohn, wenn er nicht fleißig genug lernte, schimpfen, oder bey den Ohren ziehen, noch dem Knechte wegen solcher Unterweisung verbunden seyn sollte. Er gab selbst bey seinem Sohne einen Grammatikus, Rechtslehrer und Fechtmeister ab, und übte ihn nicht nur im Spießwerfen, Fechten, Reiten, Ringen, sondern gewöhnte ihn auch Hitze und Frost zu ertragen, und über gewaltige und reißende Ströme zu schwimmen. Er schrieb viele Historien mit eigner Hand und groben Buchstaben ab, damit sein Sohn auch in seines Vaters Hause Gelegenheit haben möchte, sich die alten Geschichte und Gebräuche seines Vaterlandes bekannt zu machen. Er trug vor seinem Sohne wie vor den heiligen Vestalen so viel Scheu, daß er in seiner Gegenwart kein einziges schändliches Wort redete, auch sich nicht einmal mit ihm badete. Den Manilius stieß er aus dem Rathe, weil er seine Gemahlinn am Tage und im Beyseyn seiner Tochter geküßt hatte. Bey dieser Gelegenheit soll er sich haben vernehmen lassen, daß ihn seine Gemahlinn nie, als bey großem Donnerwetter umarmt hätte. Daher er auch im Scherz zu sagen pflegte: Ich bin nicht eher glücklich, als bis Jupiter donnert. Er bemühte sich

aus seinem Sohne einen vollkommnen Menschen zu machen, und ihn zur Tugend anzuführen.

Er hatte eine Menge Knechte, und kaufte sich viele von den Kriegsgefangnen, vornehmlich solche, die noch jung waren Zucht und Unterweisung anzunehmen, und wie junge Hunde und Pferde noch konnten abgerichtet werden. Keiner von seinen Knechten gieng in ein fremdes Haus, er mußte vom Cato oder seiner Gemahlinn dahin geschickt worden seyn. Er hatte sie alle so gewöhnt, daß sie, wenn jemand fragte, was Cato machte, keine andre Antwort gaben, als diese: Sie wüßten es nicht. Sie mußten zu Hause entweder arbeiten, oder schlafen, weil er gern solche Knechte hatte, die zu rechter Zeit schliefen, und glaubte, daß die, welche ausschliefen und durch den Schlaf sich erquickten, besser regiert, und zur nöthigen Arbeit könnten gebraucht werden, als andre, welche sich durch das Wachen abmatteten. Er unterhielt beständig auf eine listige Art zwischen seinen Knechten Streit und Uneinigkeit, und glaubte, daß ihre Eintracht und Vertraulichkeit schädlich wäre.

Er strebte mit großem Eifer nach Vermögen und Reichthum, also, daß er allenthalben zu gewinnen suchte, und mit seinem Gelde einen berüchtigten Wucher zur See trieb, ob er gleich von Jugend an gelernt hatte, mäßig zu leben, und mit wenigem zufrieden zu seyn. Er hatte sich von Jugend an den berühmten Curius zum

Muster vorgestellt, dessen Landgut nicht weit vom Landhause des Cato lag und ihn beständig erinnerte, daß dieser angesehene Römer nach dreyen Triumphen diese schlechte Hütte bewohnt. Er pflegte bey dem Anblicke dieses Landhauses öfters zu sich selbst zu sagen: Hier war es, wo die Gesandten der Samniten den Curius beym Heerde sitzen fanden, als er sich Rüben kochte, und ihm eine große Summe Geldes anboten, welches er aber mit diesen Worten ausschlug: Wer mit solcher Kost zufrieden ist, der braucht kein Geld. Ich will lieber diejenigen überwinden, die reich an Golde sind, als solches selber besitzen. Cato, der sich oft mit diesen Gedanken unterhielt, dieses Muster sich vorsetzte, und allen Ueberfluß einschränkte, wucherte doch nach großem Vermögen.

Plutarch macht hierbey fürtreffliche Anmerkungen, und man sieht, daß der Weltweise den tadelt, der sich aus der Vermehrung seines Reichthums einen Ruhm machte, ob er gleich ehemals andre Muster gehabt, und andre Gedanken gehegt. Nicht der Reichthum, sagt er, sondern die Genügsamkeit kann einem Staatsmanne bey der Verwaltung des Regiments sehr vieles helfen, welche von der steten Beobachtung des allgemeinen Besten nicht abführt, indem sie für sich keiner überflüßigen Dinge nöthig hat. Gott braucht gar keines Dinges, und derjenige Mensch, welcher am allerwenigsten braucht, hat es in der

Vollkommenheit und Aehnlichkeit mit Gott am allerweitesten gebracht. — Ich möchte den Cato selbst fragen, da der Werth des Reichthums in dem rechten Gebrauche und in einer guten Anwendung desselben besteht, warum er sich der Vermehrung seines Reichthums so sehr gerühmt hat, da er mit so wenigem vergnügt gewesen? Denn er gieng so weit, daß er sagte: Derjenige sey ein bewundernswürdiger und göttlicher Mann, ja eines ewigen Gedächtnisses werth, aus dessen Rechnungen man ersähe, daß er mehr hinterlassen, als er von seinem Vater geerbt hätte. Er hielt seinen Sohn zu einer genauen Wirthschaft an. Die Verringerung des Vermögens, sagte er, kann man wohl einer Wittwe, aber nicht einem Manne verzeihen. Denen er Geld liehe, die mußten mit 50 andern in Gesellschaft treten, und so viel Schiffe ausrüsten, auf deren jeden Cato einen Theil seines Vermögens hatte, so daß er nicht die ganze Summa sondern nur einen kleinen Theil wagte, und doch viel gewinnen konnte. Konnte er mit wenigem zufrieden seyn, warum that er dieses? Plutarch beschuldiget ihn nicht undeutlich des Geitzes. Ist es rühmlich, sagte er, wie es denn in der That rühmlich ist, sich mit gemeinem Brode begnügen zu lassen, keines Purpurs, keines übertünchten Hauses nöthig zu haben; so haben weder Aristides noch Epaminondas, noch Curius noch Fabricius ihre Pflichten vergessen, da sie den Besitz solcher Din-

ge ausschlugen, deren sie sich nicht gebrauchten, sondern vielmehr entübrigt seyn wollten. Denn ein Mann, dessen herrlichste Mahlzeit in Rüben bestund, die er sich selbst kochte, und dessen Gemahlinn selbst knätete und backte, hatte nicht nöthig, über ein As viel Reden zu machen, und eine Anweisung zu geben, durch welche Mittel man bald reich werden könne.

Nach dem Tode seiner ersten Gemahlinn hatte er sich zwar entschlossen ein Wittwer zu bleiben, doch lebte er mit einer Magd in einem vertrauten Umgange. Sein Sohn, der diesen Umgang merkte, gab sein Mißfallen durch ein finstres Gesicht gegen die Sklavinn darüber zu erkennen. Der alte Cato, dem dieses zu Ohren kam, zeigte gegen seinen Sohn nicht den geringsten Verdruß, vermählte sich aber sogleich mit der Tochter seines Schreibers. Der junge Cato gieng in Begleitung einiger Anverwandten zu seinem Vater, und fragte ihn: ob er sich über ihn beschweren könnte, oder ob er ihm etwas zu Leide gethan hätte, daß er eine Stiefmutter bekommen sollte. Auf diese Frage rief der alte Cato laut, und sagte: Mein Sohn, gieb dich zufrieden; ich habe an deiner ganzen Aufführung nichts auszusetzen, noch an dir das geringste zu tadeln. Ich will aber noch mehr solche Kinder, wie du bist, zeugen, und noch mehr solche Bürger der Republik hinterlassen. Das war, sagt der Weltweise, für einen so alten und betagten Mann nichts rühmliches, daß er

seinem erwachsenen Sohne noch eine Stiefmutter gab, und sich mit einem jungen Mägdchen verheirathete, die eine Tochter seines Knechts war, der öffentlich um Geld diente. Er mag es aus Wollust, oder aus Rache gegen seinen Sohn wegen der Buhldirne gethan haben, so ist doch beydes, die That und der Vorwand schändlich. Die Antwort, die er seinem Sohne gab, war auch mehr höhnisch, als wahr. Denn wäre es ihm um noch mehr wohlgerathne Kinder zu thun gewesen, so hätte er bald sein Absehn dahinrichten, und sich standesmäßig vermählen können.

Seine Muße wandte er zum Bücherschreiben und zum Feldbau an; beydes hielt er für eine erquickende Ergötzung bey müßigen Stunden. Doch blieb er auch in seinem hohen Alter unermüdet, das Beste der Republik zu besorgen, weil er glaubte, daß ein rechtschaffner Bürger Zeitlebens seinem Vaterlande dienen und sich für dasselbe aufopfern müsse. Gastereyen, die er oft auf seinem Landgute anstellte und dazu er seine Gränznachbarn und Freunde einlud, hielt er für eine bequeme Gelegenheit Freundschaften zu machen, und hatte es bey sich eingeführt, daß man über Tische nur redliche und verdiente Bürger lobte, ohne an unnütze und böse Bürger zu gedenken, und Gelegenheit zu geben, entweder im Guten, oder im Bösen ihrer Erwähnung zu thun. Er hatte ein Hausbuch, nach dessen Vorschrift er alle Leute in seinem Hause theilte, und ihnen eine ordentli-

che Diät vorschrieb, durch welche er seine eigne Gesundheit dauerhaft erhalten.

Die so genannten Bon Mots, und die sinnreichen Aussprüche großer Männer sind anmerkungswürdig. Theils breiten sie über den Charakter des Mannes noch mehr Licht aus, oder wie Plutarch sagt, sie geben das Naturell eines Menschen besser zu erkennen, als seine Gesichtszüge; theils sind sie Sentenzen, die, praktische Lebensregeln enthalten, und wie die Sprüchwörter viel Weisheit in wenig Worten ausdrücken. Ich will einige vom Cato anmerken.

Bey Gelegenheit der römischen Ueppigkeit, sagte er: Eine Stadt kann schwerlich bestehn, in welcher ein Fisch theurer, als ein Ochse bezahlt wird.

Er zeigte einsmals auf einen jungen Menschen, der sein väterliches am Meer gelegnes Landgut verzehrt hatte, und sagte, wie voll Verwunderung: Was das Meer nicht hat verschlingen können, hat dieser mit leichter Mühe verschluckt.

Oft sagte er zu den Römern: Wenn ihr durch Tugend und Mäßigkeit groß geworden seyd, so schlaget nicht um, und werdet nicht schlimmer; wenn es aber durch Unmäßigkeit und Bosheit geschehen ist, so bessert euch, denn ihr seyd dadurch nun groß genug worden.

Diejenigen, sagte er oft, die mit zu großem Eifer nach den höchsten Ehrenstellen streben, sind mit Leuten zu vergleichen, die den Weg nicht wis-

sen, und verlangen die Lictoren zu Führern und zu Begleitern, um nicht irre zu gehen.

Wenn die Römer das Consulat oft einerley Personen überließen, verwies ers Ihnen mit diesen Worten: Ihr müßt entweder das Consulat für nichts wichtiges, oder nicht viele desselben würdig halten.

Die Römer schickten einmal drey Gesandten nach Bithynien, davon der eine ein Podagrist, der andre trepanirt, und der dritte ein Narr war. Cato scherzte darüber und sagte: Die römische Gesandschaft hat keine Füße, keinen Kopf und kein Herz.

Eines dicken Menschen spottete er mit den Worten: Wie kann ein solcher Körper der Stadt nützen, der von der Gurgel bis zum Unterleibe lauter Bauch ist!

Einen Wollüstling, der seinen Umgang suchte, wies er mit den Worten ab: Ich kann mit einem Menschen nicht leben, dessen Gaum mehr Empfindung hat, als sein Herz.

Das Alter, sagte er zu einem lasterhaften Greise, hat schon viel schändliche Fehler an sich; vermehre solche nicht noch mehr durch ein schändliches Leben.

Sich selbst pflegte er ohne Scheu zu loben. Wenn er von einem seiner erfochtenen Siege redete, so sagte er: Alle welche mir zusahen, wie ich die Feinde verfolgte und zu Boden warf, bekannten, daß Cato dem Volke nicht so sehr, als das Volk

dem Cato verbunden wäre. Der Consul Acilius umarmte mich und rief aus, daß weder er, noch das römische Volk mir meine großen Verdienste würde vergelten können! Plutarch läßt ihm diese Ruhmredigkeit nicht ohne folgende Anmerkung hingehn: Derjenige scheint es in der Tugend zur Vollkommenheit gebracht zu haben, der auch nicht einmal nöthig hat, daß ihn andre loben.



An Doris.

Es sey, daß mich des Pöbels Freude,
Das grosse Nichts des Reichthums flieht.
Es sey, daß mich im schlechten Kleide
Kein Heer vergoldter Narren sieht,
Es sey, daß Gram und Unstern wachen,
Und Freunde selbst mir grausam sind;
Die Thoren kann ich leicht verlachen,
Gefall ich dir nur, schönstes Kind.

Mein karger Nachbar sammlet Güter,
Und Argus Augen hüten sie.
Mein Schatz braucht keine schlauen Hüter,
Ich habe nichts, und sammle nie.
Doch, Doris, sage, wer lebt besser?
Er wird gehaßt, und ich geliebt.
Wär ich auch Mogul, und noch grösser,
Und ohne dich ,, das wär betrübt!

Der pralt mit zweymal sechzehn Ahnen,
Der zeigt den neuen Ritterbrief,
Der pocht auf Speer und morsche Fahnen,
Die er im Türkenkrieg ergriff;
Ich stamm aus keines Junkers Hüften;
Und niemals werd ich Herr Baron,

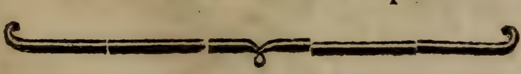
Mein Lob wird nie ein Feldzug stiften;
Die Weisheit zollt nur stillen Lohn.

Ein Herz, das rein und menschlich denket,
Und für die Freundschaft offen steht,
Sich ganz den Wissenschaften schenket,
Doch niemals sich voll Weisheit bläht,
Wer bey des Dichters Lied empfindet,
Und so weint, als Voltaire denkt,
Braucht der, daß er sein Glück erst findet?
Ihm ist sein Glück mit ihm geschenkt.

Dies sind die unverfälschten Triebe
Des Herzens, das für Doris schlägt.
Mein Herz, geschaffen für die Liebe,
Wird nie vom falschen Schein bewegt.
Ich liebe, um geliebt zu werden,
Ich fühle mit bey fremdem Schmerz,
Die Tugend macht mein Glück auf Erden; .
Sprich, Kind, gefällt dir solch ein Herz?

Nisi Sapientem liberum esse neminem

Cicer. Paradox. V. Cap. I.



Ein Bösewicht ist feigen Sklaven gleich;
Der Weise nur ist frey zu nennen.

Zwar ihm gehorcht kein Volk, und er beherrscht
kein Reich,
Doch wird er würdiger als Fürsten handeln können.
Er liebt das Recht, thut seine Pflicht mit Lust,
Er denket gut, und handelt, wie er denket,
Niemals verehrt die patriotsche Brust
Das, voller Furcht, was ihm die Ruhe schenket;
Ein jegliches Gesetz sieht er als heilsam an,
Und schwört dem Staat als Bürger und als
Mann.
Im Reden und im Thun herrscht Freyheit ohne
Heucheln,
Bestechen ist er gram, doch doppelt mehr dem
Schmeicheln.
Er denket frey; nie vom Affekt verführt,
Wird jedes Werk mit kluger Wahl regiert.
Das Heiligste ist ihm sein Wollen und sein
Denken,
Und selbst dem stolzen Glück wird er nie Wünsche
schenken.
Kurz, es trifft diese Wahrheit ein:
Frey kann kein Mensch, als nur der Weise,
seyn.



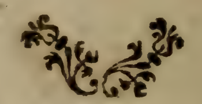
Die Welt
Eine
Schaubühne.

Die Welt, das grosse Schauspielhaus,
Theilt jedem seine Rollen aus.
Hier spielen die, die sich stets Häupter nannten,
Minister, Prinzen, Conqueranten,
Oft macht in schwarzer Liverey,
Ein Abt und ein Prälat die ganze Handlung neu.
Wir, die den letzten Rang des Schauspielhauses füllen,
Wir sehn und hören zu, oft wider unsern Willen.
Wir zahlen alle unser Geld:
Doch wenn ein Stück uns nicht gefällt,
So gönnt man uns dies Recht in diesem Schauspielhaus:
Wir pfeifen den Akteur und seine Rollen aus.



Der Held.

Ist der ein Held, vor dem ein Volk in Fesseln kniet?
Man sah vor dem Tiber bezwungne Völker liegen.
Ist der ein Held, deß Haß und Rache nichts entflieht?
So war August ein Held, und war es mit Vergnügen.
Ist der ein Held, der stolz der Welt Befehle giebt?
Man bebt vor dem Sejan, doch ward er nicht geliebt.
Wer seinen Zorn in der Geburt ersticket,
Sich selbst besiegt, wem nie der Stolz gefällt,
Wer allen gerne hilft, und keinen unterdrücket,
Der ist groß durch sich selbst, der ist allein mein Held.



Inhalt.













